Die Christliche Welt

BEGRÜNDET VON MARTIN RADE / IN VERBINDUNG MIT FRIEDRICH SIEGMUND-SCHULTZE HERAUSGEGEBEN VON HERMANN MULERT

46. Jahrgang 1. Juni 1932 Nummer 11

Inhalt

Vertrauensseligkeit . . . . . Martin Rade
Glaube und Denken bei Karl Heim . . . . . Hermann Diem
Die antiken Mysterien . . . . . Carl Clemen
Melanchthon der Rosenkreuzer . . . . . Gustav Krüger
Was wir trotz allem durch Frau Ludendorffs Angriff lernen sollten . . . . . Else Zurhellen-Pfleiderer
Gegen den Strom . . . . . Hermann Mulert
Die deutsche Sozialdemokratie . . . . . Emil Fuchs
Vom römischen Katholizismus der Gegenwart Heinrich Hermelink
Deutsch-englische Jugendfahrten . . . . . Herbert Petrick
Ein Jubiläumsgruß an The Christian World Hermann Krüger-Velthusen
Noch ein Volkslied . . . . . Arthur Bonus

Bücher und Schriften – Chronik – Verschiedenes
Versammlungskalender – Anzeigen

LEOPOLD KLOTZ VERLAG/GOTHA

Postverlagsort Stuttgart

Soeben erscheint

Die Kirche und das dritte Reich

Fragen und Forderungen deutscher Theologen

I

Preis Mk. 2.40

Ungeklärt ist bis zur Stunde die Stellung des Nationalsozialismus zur Kirche. Die deutsche kirchliche Gesamtgemeinde hat aber Anspruch darauf, unzweideutig zu erfahren, was sie vom dritten Reich zu erwarten hat. 23 Vertreter verschiedenster theologischer und kirchenpolitischer Richtungen sagen hier, was sie bisherigen Äußerungen der Vertreter der neuen Volksbewegung entnehmen konnten, wie sie diese verstanden, stellen danach ihre Fragen und auch ihre — Forderungen.

Es kommen zum Wort:

Ernst Bizer, Göppingen
Alfred Depuhl, Hannover
Karl Eger, Halle
Paul Fiebig, Leipzig
Emil Fuchs, Kiel
Friedrich Heiler, Marburg
Johannes Hempel, Göttingen
Otto Henneberger, Jena
Ferdinand Kattenbusch, Halle
Walter Künneth, Spandau
Hans von Lüpke, Göttingen
Reinhard Mumm, Berlin
Friedrich Niebergall, Marburg
Friedrich Peter, Berlin
Otto Piper, Münster
Martin Rade, Marburg
Bernhard Ritter, Marburg
Gotthilf Schenkel, Stuttgart
Wilhelm Schubring, Berlin
Hermann Strathmann, Erlangen
Paul Tillich, Frankfurt a. M.
Heinrich Weinel, Jena

Joseph Wittig

Die Diskussion wird damit eröffnet und in weiteren Folgen ihre Fortsetzung finden

LEOPOLD KLOTZ VERLAG / GOTHA

Die Christliche Welt

BEGRÜNDET VON MARTIN RADE / IN VERBINDUNG MIT FRIEDRICH SIEGMUND-SCHULTZE HERAUSGEGEBEN VON HERMANN MULERT

Nr. 11 | Gotha, 1. Juni 1932 | 46. Jahrgang

Inhalt: Vertrauensseligkeit [Sp. 481] — Glaube und Denken bei Karl Heim (Erste Hälfte) [Sp. 482] — Die antiken Mysterien [Sp. 487] — Melanchthon der Rosenkreuzer [Sp. 492] — Was wir trotz allem durch Frau Ludendorffs Angriff lernen sollten [Sp. 499] — Gegen den Strom [Sp. 504] — Die deutsche Sozialdemokratie [Sp. 507] — Vom römischen Katholizismus der Gegenwart [Sp. 515] — Deutsch-englische Jugendfahrten [Sp. 521] — Ein Jubiläumsgruß an The Christian World [Sp. 522] — Noch ein Volkslied [Sp. 523] — Bücher und Schriften: Die Rosenkreuzer (Krüger); Christusglaube oder deutscher Gottglaube? (Haenchen); Goethe und die Schweiz (Bohnenblust); Ein Pfarrer im Kriege (Schlunck); Heinrich Brüning (Beer); Eidos und Psyche in der Lebensphilosophie Platons (Barth); Wehrlos hinter der Front; Der Glaubenskampf der Gegenwart (Manz) [Sp. 523] — Chronik [Sp. 525] — Verschiedenes: Kahl; Alle Schuld rächt sich auf Erden [Sp. 528] — Versammlungskalender [Sp. 528] — Anzeigen

Vertrauensseligkeit

Glaubet nicht einem jeglichen Geist, sondern prüfet die Geister. 1. Joh. 4, 1

Vertrauensselig — eigentlich ein wundervolles Wort. Und wie dazu bestimmt, die ganze Herrlichkeit unseres irdischen Christenstandes auszudrücken. Wer mag es zuerst gebraucht haben? Und im positiven, guten, oder im heute üblichen negativen, üblen Sinne?

Wenn heute zwischen allen vier Wänden von der Vertrauenskrise die Rede ist, an der die Welt leidet, so bedeutet das doch: die Welt leidet daran, daß kein Vertrauen da ist. Wenn es nun inmitten dieser Welt, die nicht mehr vertrauen kann, Menschen gäbe, sogar eine ganze Gemeinde, einen Bund von Menschen, die Vertrauen hätten, wären die nicht aller Welt über? Müßten die nicht von aller Welt glücklich gepriesen werden? Und wenn die nun sogar imstande und berufen wären, der Welt wieder zu dem verlorenen Vertrauen zurückzuhelfen, wären sie nicht selig zu preisen? Wie denn so etwas wie eine Fortsetzung der neun Seligpreisungen Jesu eben dieses Inhalts bei Matthäus 5, 14 und 16 zu lesen steht.

Nun beruht die Vertrauensseligkeit des Christen in nichts Anderem als im Vertrauen zu Gott. Ihm „über alle Dinge vertrauen" ist Luthers letztes Wort zum ersten Gebot. Wir sind schon selig — doch in der Hoffnung. In einer Hoffnung, die sich von anderen dadurch unterscheidet, daß sie nicht zu Schanden werden läßt. Da gibt es also keine Vertrauenskrise. Und weil es die für uns nicht gibt, sondern wir Gott über alle Dinge vertrauen, darum sind wir selig. Röm. 8, 24. 5, 5.

Folgt denn nun aber aus unserem Gottvertrauen, daß wir auch Menschen vertrauen?

Die Bibel ist voll von Warnungen davor. Psalm 118, 8! Und das obige Wort 1. Joh. 4, 1. Es ist wie eine Bestätigung der Gassenweisheit: „Trau, schau, wem?"

Dennoch bleibt dies eine Gassenweisheit, mit der wir als Christen nicht weiterkommen. Gewiß sollen wir die Geister unterscheiden. Gewiß ist es ein betrübliches Schauspiel, wenn fromme Leute so ganz der Gabe der Menschenkenntnis bar grobe Fehler machen. Aber immer besser zu viel als zu wenig vertrauen. Die Liebe kommt zuvor. Sie ist langmütig, rechnet das Böse nicht zu, verträgt alles, glaubt, hofft, duldet alles. Sie ist darauf gefaßt, daß sie schlimme Erfahrungen macht mit dem Nächsten, aber sie läßt sich nicht erbittern.

Kurz, das Vertrauen zu Menschen hat zwar seine Grenzen. Wir stoßen hart auf diese, wenn wir im täglichen Leben mit ihnen zu tun haben. Dennoch, wer Gottes Güte erfahren hat und ihm von Herzen vertraut, probiert es auch den Menschen gegenüber immer wieder mit neuem Vertrauen. Es ist besser, wir werden enttäuscht, wo wir vertrauten, als wir tun Jemandem unrecht, der Vertrauen verdient, und mißtrauen ihm.

Blöde Vertrauensseligkeit ist keine Tugend, steht auch dem Christenmenschen nicht wohl an. Dennoch sollen wir in der Kunst des Vertrauens unsern Weggenossen immer um einige Pferdelängen voraus sein. R

Glaube und Denken bei Karl Heim

1. Zwei widersprechende Grundtendenzen

Grundtendenz und Schema der theologischen Arbeit Karl Heims[1]) haben sich seit der ersten Auflage seiner „Glaubensgewißheit" nicht geändert. Seine christliche Lebensanschauung entspringt dem praktischen Interesse: Was sollen wir tun? Und die erkenntnistheoretische Arbeit, die immer einen großen Raum bei ihm eingenommen hat, will alle Probleme des Erkennens auf diese praktische Frage zurückführen und zugleich mit deren Beantwortung lösen. Die Darstellung seiner Anschauung bewegt sich in dem Schema: durch Desillusionierung zum Entweder-Oder zwischen Verzweiflung und Glauben — im neuen Buch: zwischen Relativismus einerseits und der Entscheidung zwischen Verzweiflung und Glaube anderseits.

Geändert haben sich die erkenntnistheoretischen Mittel, mit denen diese Desillusionierung vollzogen wird. Vom Positivismus über Rickerts Neukantianismus bis zu Heidegger und Grisebach paßte sich Heims große Beweglichkeit dem jeweiligen philosophischen Bewußtsein der Zeit an, in der und zu der er redete. Diese Anpassungsfähigkeit ist freilich nur möglich, solange die philosophische Arbeit für Heim nur „Mittel zum Zweck" (434) ist und er sie nicht aus eigenem philosophischem Eros treibt. Nun hat aber, jedenfalls in der späteren Zeit, die erkenntnistheoretische Arbeit bei Heim nicht mehr nur diese rein negative Bedeutung, vor das leere Entweder-Oder zu stellen, sondern sie soll zugleich schon den Punkt aufzeigen, an dem die Offenbarung einsetzen kann.

Von da an ringen in Heims Theologie zwei Tendenzen, die sich gegenseitig ausschließen. Die eine Tendenz geht dahin, einfach Zeugnis abzulegen von dem Inhalt der biblischen Botschaft, wobei die vorausgehende philosophische Einleitung diese Botschaft weder begründen noch beglaubigen soll, sondern nur rein negativ die intellektuellen Einwände gegen die Möglichkeit des Glaubens beseitigen will. Von hier aus gesehen ist nichts dagegen einzuwenden, wenn Heim zu seinem negativen Unterbau sich die für seinen Zweck jeweils passendste Philosophie aussucht, einmal den Positivismus, weil dessen Unzulänglichkeit gerade der praktischen Frage gegenüber besonders leicht aufzuzeigen ist, ein andermal die kritische Philosophie Grisebachs, weil hier die Philosophie schon selbst „in aller Form ihren Bankrott anmeldet" (33).

Die andere Tendenz geht in entgegengesetzter Richtung. Sie will mit allgemein philosophischen Mitteln aus dem Selbstverständnis des natürlichen Menschen heraus diesem nicht nur die Notwendigkeit der „radikalen Frage" zeigen, sondern zugleich auch auf die christliche Botschaft als die einzig mögliche Antwort hinweisen, wenigstens indirekt, weil der Weg der Verzweiflung, der als die andere Möglichkeit immer offen gelassen wird, keine Antwort ist. In diesem Fall hat die Philosophie

[1]) Wir empfehlen, vor dieser Auseinandersetzung mit Heim die Wiedergabe der Grundgedanken seines Buches „Glaube und Denken" auf Sp. 470 voriger Nummer zu lesen. DH

eine positive Bedeutung, und Heim müßte den Anspruch erheben, die christlich richtige Philosophie zu haben, die zugleich vor den philosophischen Wahrheitskriterien bestehen kann.

Er hat sich bis jetzt für keine der beiden Tendenzen entschieden. Sein Schema läßt beide gleicherweise zu, ja man kann sogar sagen, daß die Verbindung von evangelistischer und apologetischer Absicht, die dem Schema zugrunde liegt, eine Entscheidung zwischen den beiden Tendenzen verbietet. Auf der Doppeldeutigkeit der Methode beruht ihre praktische Brauchbarkeit. Nur an einem Punkt läßt sich die Schwierigkeit kaum umgehen, die in dieser Zweideutigkeit der Methode verborgen ist: beim Uebergang von der erkenntnistheoretischen Einleitung zur christlichen Botschaft, wo nach dem Zusammenhang zwischen beiden gefragt werden muß. Denn entweder besteht kein Zusammenhang, höchstens ein negativer, indem die Einleitung zwar intellektuell den Weg freimacht für die Wahl zwischen Verzweiflung und Glauben, aber auf die Entscheidung selbst in keiner Weise Einfluß haben will. Oder aber es wird schon im menschlichen Fragen ein Positives entdeckt, woran die christliche Antwort anknüpfen kann und das im Christlichen erhalten bleibt. Entweder lebt also der Glaube vom völligen Bankrott der Vernunft oder es ist im Humanen und Christlichen ein Einheitspunkt vorhanden, wenn auch „unanschaulicher", „nichtgegenständlicher" Art, der die Kontinuität schafft. Daß Heim sich für keine dieser beiden Möglichkeiten des Uebergangs entschied, hat er dadurch verdeckt, daß er zwar kein sacrificium intellectus verlangte, aber auch keine Kontinuität behauptete und statt dessen die Lehre vom Aergernis an diesem Punkt einfügte, die beide Möglichkeiten zuließ. Dementsprechend war Heims Theologie immer den entgegengesetztesten Einwänden ausgeliefert. Von der einen Seite mußte man sagen, daß er noch über die katholische Systematik hinaus den Glauben denknotwendig mache, während von der anderen Seite gesehen genau das Gegenteil der Fall ist. Keiner der beiden Einwände ist berechtigt, weil beide richtig sind. Es handelt sich dabei aber nicht etwa um einen dialektischen Gegensatz, sondern um einen Widerspruch zwischen dem Philosophieren und dem Zeugnisablegen, bei dem das Eine durch das Andere diskreditiert wird.

2. Weder Dogmatik noch Philosophie, sondern „Wissenschaft vom Letzten"

Hatte man nach den letzten Schriften Heims den Eindruck, er wolle sich eindeutiger nach der einen Richtung, zu einer christlichen Philosophie hinwenden, so kehrt in seinem neuen Buch der alte Widerspruch völlig unausgetragen wieder, wenn er auch diesmal die Verzweiflung schon dem regnum gratiae[1]) zuweist und im regnum naturae[2]) nur bis zum Relativismus kommt. Daß der Widerspruch in dieser neuen Fassung methodisch noch schwerer zu durchschauen ist als früher, ist kein Vorzug. Die theologische Lage hat sich geändert und ist Heims Bestrebungen entgegengekommen. Methodische Vorfragen und Bedenken werden heute als rein akademische Sorgen betrachtet, um die sich der Pfarrer in den Nöten des Amtes so wenig kümmern kann wie der Laie im Weltanschauungskampf der Gegenwart. Heim lehnt es ab, seinem Buch einen Platz anzuweisen in der hergebrachten Ordnung der Wissenschaften, nennt es weder Dogmatik noch Philosophie, kümmert sich auch nicht um den Streit um die Abgrenzung beider und bezeichnet seine Arbeit einfach als „Wissenschaft vom Letzten" (19).

Die Wissenschaft vom Letzten ignoriert also den Streit, der seit dem Aufkommen der Ontologie darüber entbrannt ist, ob die Theologie in Abhängigkeit von einer angeblich gottlosen Philosophie geriet, wenn sie „ontologische" Erkenntnisse aus der Philosophie übernimmt, um Glaubensaussagen darauf zu bauen, ob dadurch nicht die Selbständigkeit der Theologie gefährdet ist. Die Sorge um die Selbständigkeit der Disziplinen ist eine interne Universitätsangelegenheit, die wir vertrauensvoll in die Hände der Behörden legen wollen, die die Lehraufträge zu verteilen haben. (21 f.)

Das ist sicher Vielen aus dem Herzen gesprochen, aber es wird zu fragen sein, ob Heim sich damit nicht seine Aufgabe zu sehr vereinfacht und erleichtert. Die Entscheidung zwischen den beiden sich gegenseitig diskreditierenden Tendenzen in seiner Theologie ist damit nicht erledigt, daß er darauf verzichtet, seinen Ausführungen Platz und Namen in den wissenschaftlichen Disziplinen anzuweisen, sondern wird davon gar nicht berührt. Hinter jenem ungelösten Widerspruch steckt eine ganze Reihe dogmatischer Probleme, von denen Heim gar nicht redet, z. B. der ganze Komplex von Fragen, der sich aus der Frage nach der Vollmacht des theologischen Redens ergibt, vor allem die Frage nach der Kirche selbst, weiterhin der Unterschied von kirchlicher Lehre als einer durch das Kerygma hindurchgegangenen und gebrochenen biblischen Theologie einerseits und einem voraussetzungslosen Diskutieren von Weltanschauungsfragen anderseits, ferner das Verhältnis von regnum naturae und regnum gratiae und allen damit zusammenhängenden Fragen nach Schöpfung und Erlösung, Gesetz und Evangelium usw. Es ist nicht unbedingt notwendig, daß Heim bei dem besonderen Zweck seines Buches direkt von diesen dogmatischen Fragen redet — aber es wird sich darum handeln, ob er sich selber auf diese Fragen Antwort gegeben hat, ehe er mit dem natürlichen Menschen über dessen letzte Frage redet. Ob das der Fall ist, muß das Buch selbst zeigen.

Heim beginnt völlig voraussetzungslos mit der Besinnung auf die „letzten Voraussetzungen des Denkens und Lebens" (23). Er findet, daß mit Grisebach die Geschichte des Denkens an einen Punkt gekommen ist, den sie in der ganzen Entwicklung der Philosophie noch nicht erreicht hat. Es ist der Punkt, „wo für das philosophische Denken die Frage nach dem Letzten in Sicht kommt" (31), die „radikale Fragestellung", die „identisch mit der Frage nach Gott" ist (32). Diese radikale Fragestellung führt Heim auch noch hinter Grisebachs kritische Haltung um einen Schritt zurück und weist darauf hin, daß die Unterscheidung von Gegenwart und Vergangenheit, von Ich und Du eine Unterscheidung von verschiedenen Dimensionen ist, welche von der bisherigen Philosophie nicht gesehen wurde.

Das Problem der Dimension ist das letzte Problem, bei dem die Philosophie jetzt angekommen ist. Es ist aber zugleich das Problem, von dem wir ausgehen müssen, wenn wir die radikale Frage stellen wollen (38).

Mit diesem neuen Verständnis der Dimension steht und fällt die Philosophie Karl Heims. Wir müssen deshalb darauf näher eingehen.

3. Das Wesen der Dimension

Wir haben der Wirklichkeit gegenüber nur die zwei Fähigkeiten: wir können sie erstens in unsagbarer Weise erleben und wir können zweitens das Erlebte katalogisieren (45), d. h. in letzte, nicht mehr erkennbare Elemente zerlegen und diese ordnen. Diese Funktion des Unterscheidens, Zerlegens und Differenzierens bedarf aber weiterer Unterscheidungssphären, der Dimensionen, um das anders nicht „Koordinierbare" in Beziehung zu setzen. Die Unterscheidung von zwei Dimensionen muß gemacht werden, sobald eine Aussage vom Standort in der ersten Dimension aus einen Widerspruch darstellt. Ist z. B. ein Ereignis weder vor noch nach dem Ereignis a, so ist das für eine rein zeitliche Betrachtung undenkbar, oder, wie Heim sagt, ein „Paradoxon" (57). Das Ereignis b als mit a gleichzeitig kann erst in den Gesichtskreis treten, wenn wir die Dimension des Raumes dazunehmen und neben dem „Wann" auch noch nach dem „Wo" des Ereignisses fragen. Dann sehen wir b als Punkt einer neuen Reihe, „die mit der rein zeitlichen Reihe nicht zusammengeordnet werden kann, weil diese neue Reihe das rein zeitliche Entweder-Oder sprengt" (57). So wie hier zur Dimension der Zeit die des Raumes tritt, erscheint jedesmal eine neue Dimension, wenn eine Fragestellung auftritt, die mit der bisherigen Fragestellung inkoordinabel ist. Dabei bedarf es nicht mehr der Anschaulichkeit der Raumdimensionen — die nur ein kleiner Ausschnitt aus der Zahl der möglichen Dimensionen sind, sondern „jede Mannigfaltigkeit, die in einem disjunktiven Verhältnis ausdrückbar ist, ist eine Dimension" (57) und so oft eine Aussage gemacht werden muß, die das Entweder-Oder dieser Dimension sprengt, öffnet sich eine neue Dimension. Damit will Heim zuerst einmal allgemein die Möglichkeit und das Wesen von Dimensionen über das dreidimensionale Raumschema hinaus aufzeigen, um dann weiterhin konkret solche Dimensionen in der Wirklichkeit zu entdecken. Aber Heim scheint uns beim Hinausgehen über die drei Raumdimensionen einen logischen Fehlschluß gemacht zu haben von der Art: der Eisbär ist weiß; diese Katze ist weiß; also ist diese Katze ein Eisbär.

Wenn ein dimensionales Verhältnis vorhanden ist wie das der drei Raumdimensionen, dann bestehen allerdings die von Heim aufgezeigten logischen Verhältnisse zwischen den Dimensionen; aber dieser Schluß kann nicht umgekehrt werden. Zum Wesen der Raumdimensionen gehört, daß ihre Richtungen aufeinander senkrecht stehen, daß also zwischen ihnen der Zusammenhang eines Koordinatensystems besteht, auf das jeder Punkt im Raum bezogen werden kann. Es ist deshalb nicht so,

[1]) Reich der Gnade.
[2]) Reich der Natur.

wie Heim will, daß eine neue Dimension entsteht, sobald eine Fragestellung auftritt, die den innerhalb der bisherigen Dimensionen möglichen Fragestellungen inkoordinabel ist, sondern gerade umgekehrt, wenn zu dem bisherigen Koordinatensystem eine neue Koordinate tritt, welche das Inkoordinable den bisher vorhandenen Verhältnissen koordinabel macht. Läßt sich eine solche neue Koordinate nicht aufweisen, so entsteht durch das Inkoordinable keine neue Dimension und damit keine Erweiterung unserer Erkenntnis, sondern dieses muß eben als Inkoordinables stehenbleiben, das in keine Beziehung zum bisherigen Erkennen gebracht werden kann. Dabei ist nicht entscheidend, daß die Beziehung der Koordinaten anschaulich gemacht werden kann. Diese kann auch durch eine algebraische Funktion dargestellt werden wie beim vierdimensionalen Raum der nichteuklidischen Geometrie und der Relativitätstheorie. Aber Heim darf in der Unsichtbarkeit dieser vierten Dimension keine „Ansätze für einen noch weitergehenden Gebrauch des Wortes Dimension" sehen (60), bei dem er auch vollends die funktionale Beziehung zwischen den Dimensionen aufgibt, denn damit gibt er das Wesen der Dimension auf.

Was Heim über die Beziehungen der Dimensionen zueinander sagt, ist richtig, wenn diese Beziehungen Attribute eines wirklich vorhandenen dimensionalen Verhältnisses sind; falsch ist es dagegen, wenn man, wie Heim es bei der praktischen Anwendung seines Dimensionenbegriffs tut, aus dem Vorhandensein dieser Beziehungen auf das Dasein einer neuen Dimension schließt. Heim nennt drei solche Beziehungen: 1. Kommt zum zeitlichen Nacheinander das räumliche Nebeneinander, so entsteht eine dimensionale Spaltung. „Ein und derselbe Empfindungskomplex hat sich, ohne seine Einheit zu verlieren, in zwei Aspekte aufgespalten, zwischen denen abgewechselt werden kann" (68). Eine solche Doppelheit der Aspekte kommt aber auch ohne dimensionale Spaltung vor, wenn ich z. B. einen Körper zuerst von rechts und dann von links ansehe. 2. Zwei Dimensionen grenzen sich dadurch gegeneinander ab, „daß eine Aussage, die einer neu auftauchenden Dimension angehört, innerhalb der vorher bekannten Mannigfaltigkeit immer nur in Form eines Paradoxons ausgedrückt werden kann" (68). Dieses „paradoxe Verhältnis" ist allein durch seine Paradoxie, d. h. den in der Aussage enthaltenen logischen Widerspruch, noch kein Verhältnis. Ferner ist jene Begrenzung durch einen Widerspruch nur richtig, wie wir schon sahen, wenn der inkoordinable Widerspruch durch Einfügung einer neuen Koordinate den bisherigen Dimensionen koordiniert werden kann. Andernfalls bildet ein auftretender Widerspruch keine Grenze zu einer neuen Dimension hin, sondern bleibt eben ein Widerspruch, eine logisch unvollziehbare Aussage, wie wir statt des gefährlichen Begriffes Paradoxon besser sagen. Dasselbe gilt auch 3. für die Beziehung, das „polare Verhältnis, d. h. eine Unterscheidung, bei der die beiden unterschiedenen Elemente einander gegenseitig konstituieren" (70). Es gibt auch polare Verhältnisse innerhalb derselben Dimension, wie z. B. zwischen den beiden Brennpunkten einer Ellipse.

Seinen Fehlschluß verdeckt sich Heim offenbar dadurch, daß er immer wieder versichert, die Unterscheidung von Dimensionen sei nicht zu begründen, man könne sie auch Niemandem andemonstrieren, der nicht schon in der Dimension steht. „Wir können einander nur daran erinnern" (57). Das stimmt wohl für die Raumdimensionen nicht ganz. Das „Erinnern" kann nur so geschehen, daß ich dem Andern die funktionalen Beziehungen zwischen der alten und neuen Dimension aufzeige. So kann man grundsätzlich Jedem das Vorhandensein der vierten Dimension klarmachen, wenn er bereit ist, sich die nötigen mathematischen Kenntnisse anzueignen. Kommt aber Jemand zu mir mit der Behauptung, ihm sei eine neue Dimension aufgebrochen, und will er mich daran erinnern, daß auch ich in dieser neuen Dimension stehe, so muß er mir zeigen können, daß durch die neue Richtung zu meinem bisherigen Koordinatensystem eine neue Koordinate — die nicht anschaulich zu sein braucht — getreten ist und in welcher Beziehung diese zu meinen bisherigen Koordinaten steht, damit ich meine bisherigen Erkenntnisse erweitern und berichtigen kann. Kann er das nicht, so kann ich auch von jener neuen Dimension und dem, was dem Andern aus dieser Richtung aufgegangen ist, keinen Gebrauch machen. Ich zweifle seine subjektive Ueberzeugung nicht an, ich kann seine Aussagen auch nicht widerlegen, da er sich auf einer mir unzugänglichen Ebene befindet. Was er sagt, steht außerhalb der Grenzen meiner Erkenntnis, und ich habe keine Kriterien dafür, ob es Mythologie oder Wirklichkeit ist. Heim würde dagegen wohl sagen, daß die Beziehung zwischen der alten und neuen Dimension mir erst nachträglich aufgehen kann, wenn ich schon in der neuen Dimension stehe.

Dieses Inkrafttreten der neuen Dimension kann aber nicht dadurch herbeigeführt werden, daß wir ein Paradoxon formulieren. Das würde nur eine sinnlose Abstraktion ergeben. Das Paradoxon kann nur dann als logischer Ausdruck für eine Wirklichkeit, nicht bloß für eine abstrakte Möglichkeit in Kraft treten, wenn wir schon mit unserem ganzen Sein in die neue Dimension hineingetreten sind. (74).

Damit ist mir aber nicht geholfen, denn selbst wenn der Fall eingetreten wäre, daß ich mit meinem ganzen Sein jenes Paradoxon erfahre, so würde dieses immer noch nicht „als logische Ausdrucksform für eine Wirklichkeit, nicht bloß für eine abstrakte Möglichkeit, in Kraft treten." Das wäre vielmehr erst dann der Fall, wenn ich weiß, daß das, was ich entdeckt habe, eine Dimension ist, d. h. wenn ich die neue Richtung als neue Koordinate den bisherigen anfügen kann.

Die Hauptschwierigkeit von Heims Dimensionenbegriff, die alle andern nach sich zieht, liegt darin, daß er nicht recht sagen kann, wie er selbst zur Entdeckung der Dimensionen kommt. Er betont immer wieder, daß das Schema der Dimensionen nicht mehr auf logischem Wege zustandekomme, weil das „Stehen in der Dimension" (72) oder das „Hineingestelltwerden in ein Schema von Dimensionen" (73) oder auch die „Entdeckung der Dimension" (74) — was Heim nicht unterscheidet — noch diesseits von Denken und Empfinden liegt. Solange er so summarisch verfährt bei dieser Tätigkeit des Entdeckens und all die verschiedenen Momente nicht auseinanderhält, die sich hinter diesen, in gleicher Bedeutung gebrauchten Ausdrücken verbergen, können wir uns unter einer Entdeckung noch diesseits aller Erfahrung schwer etwas vorstellen. Daß diesseits aller Unterscheidungen das ens indistinctum, das esse absolutum [3]) steht (48), verstehen wir noch. Aber wenn die Tätigkeit des Erkennens, wie Heim will, darin besteht, innerhalb dieses Seienden Unterschiede zu entdecken, es in seine Elemente zu zerlegen und diese zu klassifizieren, so meinen wir, diese Tätigkeit könne erst da beginnen, wo das Seiende in den Bereich von Denken und Empfinden tritt, und aus der Tätigkeit des Erkennens selbst sich die Unterscheidungsmerkmale ergeben, nach denen wir schematisieren. So könnten wir uns auch die Entdeckung der Dimensionen vorstellen, daß sie an und mit der Erfahrung erkannt werden, vielleicht als irgendwie a priori vorhandene Formen. Aber das will Heim gerade nicht: „Die Einsicht in die Struktur der Dimension beruht also auf einem Innewerden, demgegenüber Sinneswahrnehmung und Denken erst etwas Zweites sind. Was über die Dimension gesagt wird, kann also nicht mehr bewiesen werden ... Es macht alle logischen Argumentationen erst möglich" (74).

Es gibt also noch vor Sinneswahrnehmung und Denken eine besondere Art des „Innewerdens", durch welche man Einsicht in das noch leere Dimensionengerüst bekommt, um dann mit dem Erkennen, d. h. dem Einordnen der Erfahrungsinhalte in dieses Gerüste, als dem nächsten Schritt, zu beginnen. Heim gibt selbst zu, daß damit jedes Kriterium preisgegeben ist, um die Entdeckung von Dimensionen zu unterscheiden von subjektiven Einfällen, aber er sagt: „Die Notlage, in der wir hier stehen, liegt in der Natur der Sache ... Die Geschichte des menschlichen Denkens mit all ihren Forschungsergebnissen und Systembildungen ist von Anfang bis Ende nichts Anderes gewesen als die Entfaltung letzter kategorialer Schemata, die nicht mehr bewiesen werden konnten, aber aus denen heraus gedacht, geforscht, experimentiert und gelebt wurde" (75). Dem können wir nicht zustimmen. Die Kategorien waren, wenigstens in der Zeit der wirklichen Systematiker — wenn auch nicht beweisbar, so doch in ihren Zusammenhängen von Denken und Sein aufweisbar. D. h. ihr Wesen bestand gerade darin, solche Zusammenhänge als Abbreviaturen des Seins im Begriff auszusagen, und das gab ihnen Allgemeingültigkeit und unterschied sie von bloß subjektiven Einfällen und psychologischen Beobachtungen. Aber ganz abgesehn davon darf Heim die Ungesichertheit seiner Dimensionen mit der angeblichen Ungesichertheit der Kategorien gar nicht vergleichen, weil seine Dimensionen noch vor allen kategorialen Unterscheidungen als Ununterscheidungen liegen in einem Gebiet, in welchem es überhaupt keine Kriterien für „wahr" oder „falsch", „möglich" oder „wirklich" usw. geben kann. Nachdem Heim seine Dimensionen absichtlich zur Unterscheidung von den

[3]) Das ununterschiedene Wesen, das absolute Sein.

Kategorien so hoch über Denken und Erfahren anbringt, müßte er folgerichtig sagen, daß er damit auch noch auf jene Kriterien für die Richtigkeit verzichtet, welche die Kategorien immerhin noch haben. Wir müßten dann allerdings sagen, daß uns „ein Gerüst von Dimensionen, in das wir unsere Welteindrücke eintragen, wie der Kaufmann die Einnahmen und Ausgaben auf verschiedene Seiten eines Kontobuches einträgt, das schon vorhanden war, ehe irgendeine Eintragung gemacht wurde" (65), als ein Rückfall in das vorkritische Stadium der Metaphysik erscheint, den wir mit Heims Forderung radikalster Kritik nicht in Einklang bringen können. Wenn er zur letzten Begründung seiner Dimensionen sagt, daß sie eben zum Sinn des Menschen gehören (65), so erinnern wir daran, daß man sich einst genau so auf die ‚eingeborenen Ideen' als letzte, sturmfreie Position zurückzog, was wir heute als völlig unkritische Annahme durchschauen, nachdem wir die Entwicklung der Philosophie von jenen „eingeborenen Ideen" zu Kants a priori hinter uns haben. Wie bedenklich dieser metaphysische Rest bei Heim sich auswirkt, zeigt sich, wenn Heim mit Hilfe einer leeren Dimension den Uebergang zum Christlichen gewinnt.

Man ist beim Lesen des Buches immer wieder versucht, Heims Dimensionen nur als Bilder und Gleichnisse oder auch als brauchbare Grundbegriffe für eine Psychologie aller Weltanschauung zu betrachten und deshalb auf alle erkenntnistheoretische Kritik an ihnen zu verzichten. Aber wir würden ihm damit einen schlechten Dienst erweisen. Ihm liegt alles daran, daß die Dimension „eine Hinsicht ist, nach der jedes ens bestimmt werden muß, wenn die Frage, was es ist, vollständig beantwortet werden soll" (61), daß sie also erkenntniskritische Allgemeingültigkeit und nicht nur psychologische Brauchbarkeit besitzt. Sonst könnte er auch nicht gegen Heidegger sagen: „Diese assoziativen Schilderungen können, trotz ihrer Lebenswahrheit, keinesfalls ohne Weiteres letzte und vollständige Aufschlüsse über unsere wirkliche Lage sein. Dazu sind die Gleichnisse viel zu unbestimmt und dichterisch" (124). Wenn Heim das gegen Heideggers Ontologie sagt, die immerhin einigen Anspruch auf kategoriale Fundiertheit erheben darf, so muß er selbst einen noch höheren Anspruch erheben.

Wir fragen nun, gleichsam zur Probe auf unsere Kritik, noch einmal nach dem Wesen der Dimension an der Stelle, wo Heim den bedeutsamsten praktischen Gebrauch von dem Begriff macht, bei der Dimension des „ganz Anderen". Wir sehen dabei zugleich, wie Heim den Uebergang von der Philosophie zum Christlichen vollzieht und worauf er seine theologischen Aussagen gründet.

Schluß folgt

Göppingen Hermann Diem

Die antiken Mysterien

Während die christlichen Apologeten des 4. Jahrhunderts die sonstige griechisch-römische Religion mit überlegenem Spott behandeln, bekämpfen sie die Mysterienkulte wahrhaft erbittert, zum Beweis, daß diese die Hauptgegner des neuen Glaubens bildeten. Ja auch ein Anhänger des Alten, Vettius Agorius Prätextatus, erklärte, als im Jahre 364 der christliche Kaiser Valentinian I. die nächtlichen Feiern verbot: Dieses Gesetz wird den Griechen das Leben unmöglich machen, wenn man sie verhindern soll, den Gebräuchen gemäß die allerheiligsten Mysterien zu verrichten. So hat in diesen ein neuerer Autor mit Recht „das letzte Wort der heidnischen Religionen" gefunden.

Gleichwohl sind sie eben wegen ihres Mysteriencharakters und des für sie geltenden Schweigegebots, über das sich erst die zum Christentum Uebergetretenen einigermaßen hinwegsetzten, nicht nur früher in verschiedener Weise falsch aufgefaßt worden, sondern werden das vielfach noch jetzt. So suche ich im Folgenden darzulegen, wie sie nach unserer gegenwärtigen Kenntnis tatsächlich zu verstehen sind.

Die bekanntesten und ältesten unter den antiken Mysterien — denn bei den Aegyptern oder Babyloniern gab es, obwohl das immer wieder behauptet wird, keine solchen in dem hier in Betracht kommenden Sinne des Worts — waren die eleusinischen, von denen wir zuerst in dem unter Homers Namen gehenden und aus dem 7. oder 6. Jahrhundert v. Chr. stammenden Hymnus auf Demeter hören. Wenn man diese Mysterien neuerdings auf kretischen Ursprung zurückgeführt hat, so wird das wenigstens durch die in Eleusis vorgenommenen Ausgrabungen nicht bestätigt und auch, daß sie geheim gehalten wurden, beweist nicht, daß sie zunächst von der durch die einwandernden Griechen unterworfenen Bevölkerung gefeiert worden wären; denn Geheimkulte finden sich schon bei Primitiven und verdanken ihren Charakter eben ihrer geheimnisvollen Art. Deshalb also werden auch die eleusinischen Kulte zum Teil als Mysterien gefeiert worden sein und konnten sich so bis in das 5. nachchristliche Jahrhundert halten.

Weiterhin sind Mysterien des Dionysos oder Bakchos in der ersten Hälfte des 5. vorchristlichen Jahrhunderts in Cumä in Unteritalien gefeiert worden, wenn sich die dort gefundene Friedhofsinschrift: hier darf nur ein Bakcheumenos begraben werden — auf sie bezieht. Jedenfalls sind sie zu Anfang des 2. Jahrhunderts v. Chr. in Rom eingeführt, aber auch wieder unterdrückt worden. Immerhin weisen die aus dem 1. vorchristlichen Jahrhundert stammenden und 1909 entdeckten Wandgemälde der sog. Villa Item in Pompeji und die vielleicht schon dem 1. nachchristlichen Jahrhundert angehörigen und 1917 aufgefundenen Flachreliefs in der unterirdischen Basilika bei Porta maggiore in Rom auf sie hin. Erst recht tun das Reliefs, Inschriften und bemalte Gläser, die sich auch aus späterer kaiserlicher Zeit in Rom, Tuskulum und Etrurien erhalten haben; ja noch im 4. Jahrhundert spielen christliche Schriftsteller auf solche Geheimkulte an.

Von Mysterien des phrygischen Attis und des zugleich thrakischen Sabazios spricht dann zuerst Demosthenes in seiner Kranzrede, wenn die in ihr angeführten Gebetsrufe: euoi saboi und hyes attes attes hyes sich auf jene Gottheiten beziehen. Jedenfalls sind uns Mysterien des Sabazios in nachchristlicher Zeit durch die Vincentiusgruft in der christlichen Prätextat-Katakombe in Rom bezeugt und noch im 4. Jahrhundert reden sowohl ein heidnischer Philosoph als ein christlicher Apologet von ihnen.

Mysterien der von den Griechen und Römern einfach als die syrische Göttin bezeichneten Atargatis kennen wir aus dem 1. vorchristlichen Jahrhundert aus Messenien und vielleicht aus dem 4. christlichen aus Rom — vorausgesetzt nämlich, daß ein erst neuerdings gemachter Fund so, wie unten gezeigt werden soll, zu erklären ist.

Die Mysterien des persischen Mithras sollen, nachdem das auf griechischem Boden hie und da wohl schon vorher geschehen war, in Rom zuerst die von Pompejus besiegten und dorthin deportierten kilikischen Seeräuber bekannt gemacht haben; sonst und namentlich durch Denkmäler sind sie uns aber hier erst gegen Ende des 1. christlichen Jahrhunderts bezeugt. Gleichzeitig fanden sie wohl zuerst in den Provinzen an der Nordgrenze des römischen Reiches Verbreitung, später auch in England und gelegentlich in Frankreich, Spanien und Afrika. Im Jahre 307 weihten Diokletian, Galerius und Licinius in Carnuntum oder Petronell in Niederösterreich Mithras als dem Gönner ihres Reiches ein Heiligtum und in Rom begegnen uns auf ihn bezügliche Inschriften bis in das letzte Viertel dieses Jahrhunderts.

Endlich die Mysterien der ägyptischen Gottheiten, der Isis und des Osiris, sind, wenngleich sie gewiß älter waren, erst im 2. nachchristlichen Jahrhundert durch Apulejus, der selbst in sie eingeweiht worden war, bezeugt und uns infolgedessen (natürlich nur, soweit man von ihnen sprechen durfte) so genau bekannt, wie keine andern. Sie wurden danach in Kenchreai, der einen Hafenstadt von Korinth, und in Rom gefeiert; anderwärts und zwar in Germanien werden sie noch im 4. Jahrhundert erwähnt; denn wenn sich damals der Alemannenfürst Chnodomarus in „gewisse griechische Geheimkulte" einweihen ließ und daraufhin seinem Sohn Agenarich den Namen Serapion gab, so waren das zweifellos ägyptische Mysterien. Zur selben Zeit ist übrigens auch einmal von solchen der Aphrodite die Rede, die zweifellos schon früher existierten — wir wissen nur nicht, seit wann.

Alle diese zuletzt erwähnten Mysterien, mit Ausnahme wohl der des Attis und vielleicht eben der Aphrodite, unterscheiden sich nun von den ältesten, den eleusinischen, dadurch, daß die Einweihung in sie nicht zu bestimmten, ein für alle Mal

feststehenden Jahreszeiten und immer für mehrere Personen zugleich stattfand, sondern zu beliebigen Terminen und immer nur für einen Einzelnen. Genauer mußte in den ägyptischen Mysterien die Gottheit selbst nicht nur dem Myſten im Traum offenbaren, wann und durch wen er sich einweihen lassen und wieviel er dafür bezahlen sollte, sondern gleichzeitig auch dem betreffenden Priester, wen er einweihen sollte und wann. Apulejus erzählt, daß der Held seines Romans, hinter dem aber eben er selbst steht, und dessen Mystagog sogar zweimal diese Erfahrung gemacht hätten, und so unglaublich uns das auf den ersten Blick erscheint — wenn wir berücksichtigen, daß beide sich über die von dem Myſten ersehnte Einweihung unterhalten und auf den entsprechenden Traum gewartet haben werden, so können wir uns wohl doch denken, daß sie beide ihn eines Tages oder vielmehr einer Nacht tatsächlich hatten.

Im übrigen indes waren alle später aufgekommenen Mysterien wohl irgendwie von den eleusinischen beeinflußt und trotz gewisser Unterschiede einander doch so ähnlich, daß sie zusammen behandelt werden können, ja erst so verständlich werden. Ich bespreche also zunächst die bei der Einweihung üblichen Gebräuche, und zwar in der Reihenfolge, in der sie vermutlich beobachtet wurden — daß schon in dieser Beziehung und ebenso bei der Deutung der Gebräuche manches unsicher bleiben wird, versteht sich ja nach dem vorhin Gesagten von selbst.

Der Einweihung in die sogenannten kleinen eleusinischen Mysterien, die ursprünglich wohl selbständig waren, ging ebenso, wie der Einweihung in die später mit jenen verbundenen großen Mysterien ein Bad voraus — das erstere in dem Fluß Ilissos, das letztere im Meer stattfindend. Auch die Mithrasmyſten wurden wahrscheinlich schon bei der Einweihung in den ersten Grad — man unterschied deren nicht weniger als sieben — in derselben Weise wie ursprünglich die Christen getauft, d. h. vollständig untergetaucht, während in den Mysterien der Isis auf das Vollbad noch eine Besprengung mit Wasser folgte — ursprünglich wird sie gewiß, wie wieder im Christentum, die Taufe haben ersetzen sollen, später aber trat sie ihr eben an die Seite.

Daß all diese Gebräuche reinigen oder ursprünglich von nicht zu der Weihe passenden Einflüssen befreien sollten, ist ja klar, und vielleicht hatte es auch keinen andern Sinn und Zweck, wenn nach Demosthenes sein Gegner Aischines die Einzuweihenden zugleich mit Lehm und Kleie abrieb. Ja möglicherweise wollte man damit ursprünglich die Unreinheit erst noch vergrößern und dann desto sicherer entfernen — ähnlich etwa, wie man in Indien einen an Gelbsucht Leidenden erst noch mehr gelb anstrich und dann so abwusch, daß die Flüssigkeit auf unter dem Bett angebundene Vögel ablief, die dann wohl mit ihr bzw. der Gelbsucht davonfliegen sollten. Vielleicht sollten der Lehm und die Kleie dem Myſten aber auch die bleiche Farbe verleihen, die man dem Toten zuschrieb; denn im bildlichen Sinne oder genauer seinem alten, noch nicht eingeweihten Menschen nach sollte er, wie bei vielen Primitiven der junge Mensch seinem noch nicht mannbaren Wesen nach, auch in andern Mysterien absterben. Das ist besonders deutlich in denen der Isis, sofern man hier nach Apulejus einen „freiwilligen Tod“ erlitt oder Proserpinas Schwelle betrat, dann aber wieder zurückkehrte und so vor die untern und obern Götter hintrat und sie aus nächster Nähe anbetete. Auch eine neuerdings in Cyrene gefundene Statue einer jungen Frau, deren Unterkörper kreuzweise mit Bändern umschnürt und also gewissermaßen einbalsamiert ist, während sie um die Schultern einen Purpurmantel und auf dem Kopf ein Diadem mit dem Halbmond, der Sonnenscheibe und Uräusschlange (also Symbolen der Isis) trägt, stellt wohl eine solche Myſtin dar, die bildlich gestorben und wieder auferstanden war. In den Attismysterien galten die Myſten außerdem, wie bei den Primitiven die mannbar gewordenen jungen Leute, als wiedergeboren und wurden deshalb, wie kleine Kinder, mit Milch genährt — vielleicht hatte es ursprünglich auch denselben Grund, wenn man ihnen bei der Einweihung in den vierten und fünften Grad der Mithrasmysterien Honig auf die Zunge strich; wurde er ihnen im ersteren Falle auch über die Hände gegossen, so könnte das allerdings, wie möglicherweise sonst, vielmehr zur Reinigung haben dienen sollen. Jedenfalls wird die ebenfalls aus den Mithrasmysterien berichtete Sitte, den Myſten mit verbundenen Augen und gefesselten Händen über eine mit Wasser gefüllte Grube springen zu lassen, in die er wohl, sprang er zu kurz, hineinfiel, oder ihm ein mit Menschenblut befleckes Schwert vorzuhalten — und beides ist in dem neuerdings in Capua ausgegrabenen Mithräum auch dargestellt — jene Sitte wird ursprünglich wieder den Tod des alten Menschen in dem Myſten haben darstellen oder bewirken sollen, wenn man damit auch später nur seinen Mut wird haben prüfen wollen, ebenso wie durch die Quälereien, die bei den Primitiven eigentlich den noch nicht mannbaren jungen Menschen ertöten sollten.

Endlich dienten zur Vorbereitung auf die Einweihung in den Mysterien noch mancherlei Enthaltungen, teils von gewissen Speisen, teils vom ehelichen Verkehr; denn durch beide sollten nach ursprünglicher Anschauung Einflüsse auf den Menschen einwirken, die jetzt ferngehalten werden müßten, weil sie den Einflüssen der Weihen entgegengesetzt wären. Aber wie sollten diese Einflüsse selbst nun auf den Myſten übergehen?

Das war zunächst bei manchen Gebräuchen, die sich von Haus aus gar nicht auf ihn bezogen, natürlich nur denkbar, wenn ihnen nachträglich doch eine solche Beziehung gegeben, d. h. wenn auf sie der Grundsatz der primitiven Magie angewandt wurde, daß die Nachahmung eines Vorgangs nicht nur diesen selbst, sondern auch einen ähnlichen hervorruft. Wenn also in den kleinen eleusinischen Mysterien das Geschick des Dionysos, d. h. sein Sterben und Wiederlebendigwerden, und in den großen der Raub der Persephone durch Pluton und ihre Rückkehr auf die Erde dargestellt wurde, so sollte das ursprünglich zwar den Wechsel der Jahreszeiten darstellen oder vielmehr bewirken, den man eben auf das Sterben bzw. Verschwinden und Wiederlebendigwerden bzw. Wiederkehren der Vegetationsgottheit zurückführte; später aber konnte damit nur eine Veränderung, die in dem Myſten vorgehen sollte, gemeint sein. Von einem nicht genauer bezeichneten Mysterienkult ist uns das auch direkt bezeugt; denn in ihm wurde ein Gott erst, als wäre er im Bilde gestorben, beklagt; dann aber salbte der Priester die Kehlen der Anwesenden (wohl um auf sie das Geschick des Gottes zu übertragen, der vorher in derselben Weise ins Leben zurückgerufen worden war) und summte dazu mit langsamem Gemurmel:

Getrost, ihr Myſten, nun der Gott gerettet ist;
Denn Heil nach Mühsal uns nun widerfahren soll.

Dargestellt ist diese Auferstehung des Gottes (oder, wie in den Isismysterien, des Myſten) vielleicht in dem Tempel der syrischen Göttin auf dem Janiculus in Rom in der Weise worden, daß man mit seiner Bronzefigur sieben Hühnereier begrub: da in ihnen Leben entsteht, konnten sie ja zu jenem Zweck verwendet werden. Auch die geerntete Aehre, die in dem dritten Teil der eleusinischen Mysterien, der sogenannten Epoptie, gezeigt wurde, sollte gewiß später den Uebergang vom Tode zum Leben bei dem Einzelnen veranschaulichen und bewirken, ja wenn in den großen Mysterien außer dem Raub der Persephone auch noch die Hochzeit des Zeus mit Demeter und die Geburt eines göttlichen Kindes dargestellt wurde, so sagt ein christlicher Apologet des 2. Jahrhunderts ausdrücklich, daß darunter die Wiedergeburt der Myſten verstanden (oder vielmehr, so müssen wir wieder sagen, dadurch bewirkt) werden sollte.

Aber auch direkt sollte das in Eleusis geschehen, und zwar durch eine vollends eigentümliche Zeremonie, die uns erst neuerdings klar geworden ist: der Myſte mußte sich mit dem Bilde eines weiblichen Schoßes berühren und dadurch wohl seine Wiedergeburt durch die Göttin darstellen bzw. bewirken. Oder vielmehr seinen ehelichen Verkehr mit ihr, der ihre göttlichen Kräfte auf ihn übertragen sollte? Auch das ist in andern Mysterien zweifellos als möglich angesehen und deshalb erstrebt worden, zunächst in denen des Dionysos, in denen nach Ausweis jener in Rom (auch in der Basilika bei der Porta maggiore) gefundenen Reliefs und der in Pompeji auf-

gedeckten Wandgemälde das Bild eines menschlichen Phallos enthüllt, dem Myſten auf den Kopf gelegt und außerdem wohl noch anders verwendet wurde. Auch in den Myſterien der Aphrodite iſt das geſchehen, während in denen des Sabazios dem Myſten vielmehr eine Schlange durch das Gewand gezogen wurde, die wegen der Aehnlichkeit ihres Kopfes mit einem Phallos ja auch ſonſt dieſen vertritt. Wie ſich der Verkehr mit der Gottheit endlich in den Attismyſterien vollzog, wiſſen wir nicht; jedenfalls iſt in dem bei irgendeiner Gelegenheit gebrauchten Symbol derſelben auch davon die Rede, daß der Myſte in das Brautgemach untergetaucht ſei.

Vorher aber wird ſowohl in dieſem als dem dafür wohl vorbildlichen Symbol der eleuſiniſchen Myſterien eine Mahlzeit erwähnt, die hier aus einem einfachen ländlichen Getränk, dem ſogenannten Kykeon, beſtand, dort (ohne daß wir ihre Zuſammenſetzung angeben könnten) aus den im Attiskult üblichen Muſikinſtrumenten, der Pauke und Zimbel, ſtattfand. Auch in den Sabaziosmyſterien war eine ſolche Mahlzeit üblich, die gewiß göttliche Kräfte mitteilen ſollte (ſei es nun dadurch, daß in ihr Subſtanzen genoſſen wurden, die mit ſolchen Kräften erfüllt ſeien, ſei es dadurch, daß an der Mahlzeit die Gottheit ſelbſt teilnähme); außerdem aber ſollte die Mahlzeit offenbar einem Vorſchmack der ebenſo dargeſtellten Mahlzeit der Seligen im Jenſeits bilden. Ebenſo wird es vielleicht in den Mithrasmyſterien geweſen ſein, ja vielleicht beziehen ſich die aus ihnen uns erhaltenen Bilder einer Mahlzeit bereits auf die im Jenſeits. Denn was bei einer Mahlzeit auf Erden neben den zu Tiſch ſitzenden und den ihnen aufwartenden Myſten, die in der ihrem Grade entſprechenden Verkleidung erſcheinen, der unter dem Tiſch zu ſehende Löwe oder Eber und Widder ſollen, iſt nicht recht verſtändlich, wohl aber könnten ſie den Frieden veranſchaulichen ſollen, der im Jenſeits auch in der Tierwelt herrſchen ſoll.

Allerdings iſt das nicht die einzige Wirkung, die man von der Einweihung in die Myſterien erwartete, ja dem Helden des Romans des Apulejus wird von Iſis, wenn er ſich jener unterzöge, zunächſt ein glückliches Leben auf Erden in Ausſicht geſtellt und der Verfaſſer ſelbſt, der damit aus der Rolle fällt, ſchreibt ſeiner Einweihung den reichlicheren Verdienſt zu, den er als Sachwalter in Rom habe. Aber vor allem erhoffte man von den Myſterien eben ein ſeliges Leben nach dem Tode, daher es von ihnen ſchon in dem homeriſchen Hymnus auf Demeter hieß:

Selig, wer dieſe geſchaut der erdebewohnenden Menſchen!
Wer an den Handlungen aber, den heiligen, nicht ſich beteiligt,
Ungleiches Los hat er auch in des Todes umnebelndem Dunkel.

Und am ſtärkſten drückt ſich darüber eine eleuſiniſche Inſchrift aus dem 2. nachchriſtlichen Jahrhundert ſo aus:

Wahrlich, ein ſchönes Geheimnis verkünden die ſeligen Götter: Sterblichen iſt nicht ein Fluch, ſondern ein Segen der Tod.

Aehnliches wird man von den ägyptiſchen und ſyriſchen Myſterien erwartet haben; daß die des Sabazios ihren Eingeweihten eine Mahlzeit in Ausſicht ſtellten, ſahen wir ja eben ſchon. Am eingehendſten wird das Geſchick des Frommen nach dem Tode endlich in den Mithrasmyſterien geſchildert: während die Sünder in eine Hölle kommen ſollen, in der ihrer allerhand Qualen warten, werden ſie durch acht Tore hindurch, an denen ſie je einen Teil ihrer irdiſchen Natur ablegen — vielleicht ſollten ſie zur Durchſchreitung der erſten ſieben Tore durch die Einweihung in die verſchiedenen Grade ausgerüſtet werden — in den Himmel emporſteigen, wo ſie in der Gemeinſchaft der Götter leben dürfen. Ja auch damit iſt die Entwicklung noch nicht zu Ende, ſondern wenn die Zeit erfüllt iſt, werden alle Verſtorbenen auferweckt und die Böſen ſamt dem böſen Geiſt und ſeinen Dämonen vernichtet, den Guten aber wird der Unſterblichkeitstrank gereicht werden, den Mithras ſelbſt aus dem Fett eines getöteten Stieres und Wein bereiten wird. Darauf bezieht ſich wohl das in Heddernheim gefundene Relief, das Mithras und den Sonnengott, letzteren mit einer großen Traube in der Hand hinter einem liegenden Stier ſtehend zeigt; ja auch die auf der Vorderſeite des Denkmals und ſonſt unzählige Male dargeſtellte Tötung des Stieres durch Mithras will zunächſt zwar die Entſtehung der Natur erklären — aus dem Schwanz oder auch der Halswunde des Stieres wachſen Aehren heraus —, dann aber vielleicht auf die Wiederholung jenes Vorgangs in der Endzeit und zu dem angegebenen Zweck hinweiſen. Daß ſich auch die Darſtellung einer Mahlzeit möglicherweiſe auf das Jenſeits bezieht, ſahen wir ja bereits; will dieſe Erwartung aber zu den ſonſtigen Vorſtellungen der Mithrasreligion vom Leben nach dem Tode nicht recht paſſen, ſo hat man ſie vielleicht ins Geiſtige umgedeutet; doch finden ſich ſolche Gegenſätze gerade in den Myſterien ja auch ſonſt.

Um dieſer wie auch immer gedachten Seligkeit teilhaftig zu werden, bedurfte es urſprünglich nur der Einweihung in die Myſterien, daher man leichtverſtändlicherweiſe ſie auch ſchon Kindern zuteil werden ließ. Sittliche Vorbedingungen brauchten, abgeſehen davon, daß keiner eine Blutſchuld auf ſich geladen haben und dadurch nach primitiver Anſchauung in die Gewalt des Getöteten gekommen ſein durfte, nicht erfüllt zu ſein, daher der Kyniker Diogenes geſpottet haben ſoll: der Dieb Pataikion (offenbar eine damals bekannte Figur) wird nach ſeinem Tode ein beſſeres Geſchick haben als Epameinondas (den man für den beſten Griechen ſeiner Zeit hielt), bloß, weil er eingeweiht iſt. Aber ſchon Ariſtophanes läßt in ſeinen Fröſchen Aiſchylos bitten:

Demeter, die du meinen Geiſt befruchteſt,
Gib, daß ich deiner Weihen würdig ſei.

Auch Mithras fordert wenigſtens nachträglich von ſeinen Myſten die Befolgung gewiſſer Gebote, die ſich beſonders auf Treue, Wahrheitsliebe, Kameradſchaftlichkeit, aber wohl auch allgemeine Menſchenliebe bezogen. Und nach dieſem ſittlichen Verhalten des Menſchen ſollte ſich, wie wir ſchon ſahen, ſein Schickſal nach dem Tode richten.

Zugleich liegt darin, daß Mithras als gerecht oder, ebenſo wie Attis und Kybele, als heilig bezeichnet werden konnten. Ja darüber hinaus geht es noch, wenn all dieſen Gottheiten Liebe zu den Menſchen zugeſchrieben wurde oder wenn Apulejus ſeinen Helden zu Iſis ſagen läßt: „Du heilige und beſtändige Helferin des Menſchengeſchlechts, die du nicht aufhörſt, die Sterblichen zu erquicken, den Unfällen der Unglücklichen die ſüße Liebe einer Mutter zuteil werden läſſeſt; kein Tag, keine Nacht, nicht einmal ein kleiner Augenblick vergeht frei von deinen Wohltaten, ohne daß du zu Meer und zu Lande die Menſchen beſchirmſt, die Stürme des Lebens vertreibſt und ihnen deine hilfreiche Rechte reichſt, mit der du auch das undurchdringlich verwirrte Gewebe des Schickſals auflöſeſt, die Stürme des nachteiligen Geſchicks zum Schweigen bringſt und der Sterne ſchädlichem Lauf Einhalt tuſt.“ Auch Oſiris und namentlich Mithras wurden unbeſiegbar, Attis, Kybele ſowie die ſyriſche Göttin allmächtig genannt; der Monotheismus war alſo zwar noch nicht erreicht, aber doch angebahnt. So erklärt ſich die Verbreitung namentlich dieſer, fremden Gottheiten gewidmeten Myſterienkulte bis ins 4. nachchriſtliche Jahrhundert hinein und zugleich die ſcharfe Fehde, die das Chriſtentum ihnen anzuſagen für nötig fand.

Bonn Carl Clemen

Melanchthon der Roſenkreuzer

1

Von Bekannten, die wiſſen, daß ich mich mit der Geſchichte der Roſenkreuzer beſchäftige, werde ich immer wieder gefragt, was es für eine Bewandtnis mit Melanchthons angeblicher Roſenkreuzerei haben möchte. Man beruft ſich auf die Angaben von Frau Mathilde Ludendorff, die dies Entenei zwar nicht ausgebrütet, aber doch dafür Sorge getragen hat, daß die ausgewachſene Ente nun fröhlich in ſchmutzigem Waſſer herumpaddelt, den Tannenbergbündlern zur Luſt, vernünftigen anderen Menſchen zum Leid.[1]) Iſt doch der Verrat, den

[1]) Der ungeſühnte Frevel an Luther, Leſſing, Mozart, Schiller. Ein Beitrag zur deutſchen Kulturgeſchichte von Mathilde Ludendorff, Dr. med. von Kemnitz. Erweiterte Auflage, 20. bis

der „Hochgradbruder Melanchthon" an Luther übte, nur das erste Glied in der Kette von Verbrechen, die die Freimaurer an unseren großen Deutschen verübt haben sollen, an Lessing, Mozart, Schiller, neuerdings auch Schubert, obwohl dessen Fall glücklicherweise „vorläufig noch ungeklärt" (S. 139) ist. Zu diesen großen Deutschen zählt Goethe nicht. Der ist wegen seines „Verrates an Schiller" (S. 107) mit Melanchthon in der gleichen Verdammnis. Zwar gemordet hat er Schiller nicht — „Vollstrecker des Logenmordes" (S. 129) war vielmehr Heinrich Voß, Schillers Famulus —, aber er wußte doch um das Todesurteil, das über seinen Freund gefällt war (S. 130), und hat, der Feigling (S. 121), ihm bei dem letzten Zusammentreffen im Park von Weimar nichts davon gesagt, obwohl er doch vielleicht hoffen konnte, daß rasche ärztliche Hilfe ihn noch gerettet hätte (S. 130).

Seine Werke wurden von nun an (nämlich nachdem durch Schillers Tod alle Hemmungen weggefallen waren) eine plumpe Verherrlichung der Logenlehren und der Okkultlehren, wie „Wilhelm Meister", „Faust" II. Teil, die die leuchtenden Meister vergebens den klaren deutschen Geistern als Meisterwerke aufzuschwatzen versuchen. Für jeden nicht von Logenluft, nicht von okkulten Zauberlehren verdummten deutschen Geist sind diese Werke nur traurige Zeugnisse der Zertrümmerung einer gewaltigen Begabung, die, weil charakterlich anfällig, ihren Todesstoß erhielt durch den feigen Verrat an dem Freunde und Genius Schiller (S. 111).

Auch ein Bekenntnis zum Goethejahr!

Hier soll indessen nicht vom „Bruder Goethe" und den maurerischen Schandtaten an Lessing, Mozart und Schiller die Rede sein, sondern von Melanchthon. Der „Tatbestand", wie er sich Frau Ludendorff darstellt, ist folgender: Seit 1521 gewinnt „der Hochgradbruder des Johannes-Ordens der freien Maurer und gleichzeitig auch Rosenkreuzer Philippus Melanchthon" (S. 17) Luthers Vertrauen. Um dieselbe Zeit hat der „Vielseitige" über Zwickau die „revolutionärbolschewistische Sekte der Wiedertäufer gegründet" (S. 17).

Im Sommer 1535, im Jahre der Münsterer Greuel, ist Melanchthon mit einem Mal in Jena und leitet von dort aus offenbar [!] die Vorbereitung zur Kölner Tagung der Hochgradbrüder aus England, Deutschland, Spanien, Frankreich, Holland, Belgien, Schottland und Italien. Der Bruder Erzbischof von Köln versammelt die Geheimverbrecher am Johannisfest. Es war not, zu beraten, denn die vielen Greuel hatten im Volk die Beschuldigungen der geheimen Brüderschaft als der Ursache von allem Hetzen und Morden gemehrt (S. 38).

In welcher Weise sich der „Hochgradbruder" weiter betätigt hat, darüber erfahren wir auch von Frau Ludendorff nichts. Doch müssen wir nach ihren Andeutungen annehmen, daß er auch Luthers Tod oder mindestens dessen Vorbereitung nicht ferngestanden, oder, um Frau Ludendorffs leicht verschleiernde Worte (S. 20) zu gebrauchen, dabei eine „eigenartige Rolle" gespielt hat. Daß die Juden Luther nach dem Leben getrachtet haben sollen, weiß sie aus Mathesius. Melanchthon aber war es, wie sie bei Mathesius zu lesen glaubt, „der Luther bat, den mit dem Giftmord beauftragten Juden bei sich vorzulassen" (S. 21). Nun verfehlten freilich die Juden damals ihren Zweck. Aber erreicht haben sie ihn schließlich doch. Denn „eine gründliche Untersuchung aller Nachrichten und Begleitumstände ergibt alles in allem, daß wir auf gar keinen Fall behaupten können, daß Martin Luther eines natürlichen Todes gestorben ist" (S. 31). Die „auffällig rasche Verwesung" spricht für Giftmord (S. 30). Daß Luther nicht ein „Verbrecherbegräbnis" zuteil wurde, wie es bei Lessing, Mozart und Schiller angeordnet und durchgeführt wurde, ist lediglich darauf zurückzuführen, daß damals die Geheimorden „noch viel zu wenig ausgebreitet" (S. 30) waren. Nebenbei bemerkt ein eigentümliches Zugeständnis angesichts ihres sonst von Frau Ludendorff für die damalige Zeit vorausgesetzten Einflusses. Beruhigend ist immerhin, daß den „Bruder Melanchthon" wenigstens keine unmittelbare Schuld am Morde trifft.

Darum haben wir auch keinen Anlaß, bei dieser Moritat länger zu verweilen, auf die Gefahr hin, daß uns Frau Ludendorff den Vorwurf machen wird, wir versäumten es, „den Tatsachen in ihrer grauenvollen Wirklichkeit ins Auge zu sehen" (S. 21). Wir begnügen uns mit der Feststellung, daß sie für diesen Teil ihrer Behauptungen auch nicht den Schatten eines Beweises zur Hand, sondern sie sich, wie man zu sagen pflegt, aus den Fingern gesogen hat. Aber jene Kölner Tagung glaubt sie unter urkundlichen Beweis stellen zu können. Und davon muß nun die Rede sein.

2

Als ihre Quelle nennt Frau Ludendorff wiederholt das Buch von Eduard Emil Eckert „Die geheimen Mysterien-Gesellschaften". Sie zitiert es, ihrer auch sonst zu beobachtenden Gepflogenheit gemäß, ungenau. Nicht einmal das Erscheinungsjahr wird angegeben, so daß der harmlose Leser nicht merken kann, daß es sich um ein schon über 70 Jahre altes Buch handelt, um den zweiten Teil eines die geheimen Gesellschaften behandelnden Werkes. Der genaue Titel dieses Teils lautet:

Die Mysterien der Heidenkirche erhalten und fortgebildet im Bunde der alten und der neuen Kinder der Wittwe, oder der alten Manichäer und des heutigen Freimaurer-Ordens Brüder und Schwestern, von der ersten Bildung des Bundes für geheime Erhaltung und einstige Wiederherstellung der alten Heidenkirche, bis mit der Organisation des heutigen Freimaurer-Ordens 1440, nach Einigung mit dem Templer-Orden; treu dargestellt und erklärt in ihrem Wesen, Organismen, Ritualen und Symbolen aus den Bundes-Urkunden. Mit 3 lithographischen Abbildungen. Schaffhausen, Frz. Hurter, 1860. VIII, 480 SS. gr. 8°."

Eckert, Advokat zu Döbeln (Sachsen), Herausgeber der Freimütigen Sachsenzeitung, lebte, wegen seiner Beleidigungen gegen freimaurerisch gesinnte Fürsten ausgewiesen, in Prag und nach Uebertritt zur katholischen Kirche in Wien, hier als Mitleiter der historisch-politischen Blätter. Er war ein leidenschaftlicher Gegner des Ordens, den er als den Grundstock aller Revolutionen und Urheber aller erdenklichen Verbrechen wider Staat und Kirche in zahlreichen Schriften befehdete.[2]) Seine Gutgläubigkeit und seine Gelehrsamkeit sollen nicht bestritten werden, leider liegt aber auch seine Leichtgläubigkeit auf der Hand. Eckert glaubt alles, natürlich auch die absurdesten Aussagen der gefolterten Templer in dem berüchtigten Prozeßverfahren. Ueberall sieht er die Nachwirkungen und Einwirkungen der „Kinder der Witwe", also der Manichäer, der Urform des abscheulichen Ordens. Gerade auch in Erscheinungen der Reformationszeit. Die zwölf Artikel der Bauern z. B. stammen aus dem Orden der Kinder der Witwe (S. 421). Auch die „Revolutions-Sekte der sog. Wiedertäufer" (S. 418) bringt er mit ihnen in Verbindung und deutet Melanchthons Anteil daran wenigstens an, wenn er ihn auch nicht, wie es Frau Ludendorff, ihn vergröbernd, tut, zum Gründer dieser „revolutionsbolschewistischen Sekte" (S. 17) macht. Einmal verrät er sich auch als Konvertit, denn „Luther schrieb die bekannte unselige Schrift an den Adel der deutschen Nation", die eine „mächtige Brandfackel" wurde und „den Bauernaufstand religiös und moralisch legitimierte" (S. 418).[3]) Auf die „Kölner Urkunde", von der wir nunmehr zu sprechen haben werden, geht er genau ein und setzt sich mit anerkennenswerter Sorgfalt, aber freilich auch unverkennbarer Voreingenommenheit mit der Echtheitsfrage auseinander (S. 307—423).

3

So also sieht Frau Ludendorffs Zeuge aus. Daß dessen Schrift schon 1860 erschien und seitdem die Arbeit an der Urkunde nicht stillgestanden hat, beachtet sie nicht. So hat sie sich auch nicht die Mühe gegeben, auch nur einen Blick in die vorzüglichen kritischen Darlegungen zu werfen, in denen Begemann[4])

25. Tausend. Ludendorffs Volkswarte-Verlag, 1931. 154 S. In den früheren Ausgaben hatte der Titel den Zusatz: im Dienste des allmächtigen Baumeisters aller Welten.

[2]) Die Angaben zur Person nach dem „Allgemeinen Handbuch der Freimaurerei", 3. Aufl., 1, 214 f.

[3]) Mich wundert, daß Frau Ludendorff an diesen Stellen keinen Anstoß genommen hat. Sie lassen ihren Heros Luther doch in recht bedenklichem Licht erscheinen.

[4]) Wm. Begemann, Die Haager Loge von 1637 und der Kölner Brief von 1535. Berlin, Mittler, 1907. XVI, 84 S. B. bringt ein Faksimile der „Urkunde" in der Größe des Originals, Frau Ludendorff nur die Unterschriften nach Eckert. Bei diesem findet man den lateinischen und den deutschen Text, bei Begemann nur den deutschen. Beide Texte auch im Handbuch (s. o.), 2. Auflage, 2 (1865), S. 131—137. In der 3. Auflage ist der Abdruck wegen Raummangels unterblieben.

die Unechtheit der Urkunde für Jeden, der sehen will, über allen Zweifel erhoben hat. Frau Ludendorff wird das natürlich nicht anerkennen. Ist doch der verdienstvolle und trefflich unterrichtete Geschichtsschreiber des Ordens als Maurer von vorneherein verdächtig. Ich darf mir auch nicht schmeicheln, daß meine, eines Nichtmaurers, Autorität sie und ihre Gläubigen erschüttern wird. Mir selbst aber lassen meine eingehenden Studien zur Geschichte der Freimaurerei im 18. Jahrhundert keinen Zweifel, daß die „Urkunde" eben zu dieser Zeit entstanden ist, ja, nur damals entstanden sein kann.

Die „Kölner Urkunde" oder der „Kölner Brief" ist ein langes lateinisches, in freimaurerischer Quadratschrift aufgezeichnetes Schreiben. Die „erwählten Meister der ehrwürdigen und dem Johannes geweihten Genossenschaft (societas) und Genossen des Ordens der freien Maurer, Leiter der Herbergen (mansiones) oder Hütten (tabernacula) in London, Edinburg, Wien, Amsterdam, Paris, Lyon, Frankfurt, Hamburg, Antwerpen, Rotterdam, Madrid, Venedig, Gent, Königsberg, Brüssel, Danzig, Middelburg, Bremen und Köln, kapitelweise in eben dieser Stadt Köln versammelt, unter dem Vorsitz des Meisters der in dieser Stadt gegründeten Hütte, eines ehrwürdigen Bruders, hochgelehrten, hochweisen und hochumsichtigen Mannes, durch unsere einstimmige Wahl berufen, diese Versammlung zu leiten" haben dieses Schreiben „an alle oben genannten Herbergen" ausgesendet, „sowohl an die jetzigen wie an die künftigen Genossen".

Zweck des Schreibens ist, die Genossenschaft gegenüber den Vorwürfen zu rechtfertigen, die von Außenstehenden und Profanen gegen sie gerichtet werden, vornehmlich wegen des „Verbrechens der Wiederherstellung des Templerordens" und der damit verbundenen Umtriebe gegen weltliche und geistliche Obrigkeit:

> Daß wir, der Macht keines Außenstehenden, sondern allein den obern und erwählten Meistern unserer über den ganzen Erdkreis zerstreuten Genossenschaft gehorchend, deren geheime Aufträge und verborgene Pläne durch geheimen Briefwechsel und abgesandte Boten ausführten, daß wir endlich keinem Andern den Zutritt zu unsern Geheimnissen gestatteten als denen, die durch Reinigungen des Körpers geprüft und erprobt, durch einen fluchwürdigen und abscheulichen Eid sich unsern Kapiteln zugelobt und geweiht haben.

Demgegenüber will man den wahren Stand und Ursprung des Ordens, und wohin dessen Wohlfahrtsstiftung (caritatis institutum) zielt, darlegen und den Kapiteln (conclavia) und Herbergen der Genossenschaft unterschrieben und besiegelt zu dauerndem Gedächtnis zugehen lassen.

Es folgt nunmehr in 13 Abschnitten eine ausführliche Darlegung, von deren Einzelheiten wir hier als unseren Gegenstand nicht berührend füglich absehen können. Am Schluß heißt es: „Von diesem ... Schreiben sind ... 19 übereinstimmende Exemplare ..., zur Bestätigung mit unseren Unterschriften und Unterzeichnungen versehen, zu Köln am Rhein erlassen, im Jahre 1535 am 24. Tage des Monats Juni [d. i. am Johannistag] nach der christlichen Zeitrechnung." Folgen die 19 Namen, darunter zwei aus der deutschen Reformationsgeschichte bekannt: Jacobus Präpositus (Probst), Luthers Schüler, seit 1524 Prediger in Bremen, und eben Melanchthon. Wenn die Namen den im Anfang genannten Logen in entsprechender Reihenfolge zugeordnet werden sollen (wie allgemein angenommen wird), so müßte Probst die Antwerpener, Melanchthon die Danziger Loge vertreten haben. Freilich war dieser nie in Danzig und jener 1535 längst in Bremen. Aber wenn man auch Probst die Bremer Loge überlassen wollte, für Melanchthon wird man eine ihm mit einiger Möglichkeit zuzuschreibende nicht entdecken können. Uebrigens entsprechen die Schriftzüge von „Philippus Melanthon" ungefähr den aus der Unterschrift der Schmalkaldischen Artikel (1537) bekannten, so daß von hier aus Bedenken gegen die Echtheit nicht erhoben werden können. Auch ist es richtig, daß sich Melanchthon schon seit 1531 Melanthon unterschrieben hat.

Für ein nicht verblendetes Auge genügt aber schon das bisher Mitgeteilte, um die völlige Unmöglichkeit der Echtheit dieser „Urkunde" zu erkennen. Sie hat, auch einmal abgesehen von der Person Melanchthons, in der uns doch genugsam bekannten Geschichte jener Jahre keinen Platz. Irgendwelche Spuren müßte diese Kölner Tagung doch zurückgelassen haben, wenigstens in der Geschichte der Geheimorden. Von einem Konzern — um diesen modernen Ausdruck zu gebrauchen — der Bauhütten, wie ihn die „Urkunde" voraussetzt, ist nichts bekannt. Vollends in Leben und Werk Melanchthons, das offen vor uns liegt, läßt sich seine Beteiligung an Geheimorden (wenn es solche damals in Deutschland überhaupt gab) nicht einreihen. Wo sich Melanchthon am 24. Juni 1535 befand, können wir, wenn auch nicht einwandfrei, so doch mit einiger Sicherheit, feststellen. Denn es liegt ein Brief von ihm aus Wittenberg, datiert vom 4. Juli vor, gerichtet an die Witwe des alten Kämmerers zu Merseburg, in dem er sich über die in der Nacht vom 28. zum 29. Juni einsetzende Erkrankung des Sohnes der Briefempfängerin, der am 2. Juli starb, genau unterrichtet zeigt.[5]) Es besteht somit die höchste Wahrscheinlichkeit, wenn nicht Sicherheit, daß er in der Woche vor dem 4. Juli in Wittenberg war. Damit wäre die Unmöglichkeit eines Aufenthaltes in Köln am 24. Juni erwiesen. Auf Frau Ludendorff wird das natürlich keinen Eindruck machen, denn man kann ja nicht wissen, mit welchen Eilposten der Hochgradbruder im Auftrag seiner Loge (wo lag sie doch?) gereist ist.

4

Aber wir brauchen uns mit diesen mehr negativen Feststellungen nicht zu begnügen. Wichtiger ist der positive Nachweis der Unechtheit. Zunächst einige Aeußerlichkeiten. Die in dem Brief verwendeten Chiffren entsprechen im allgemeinen der freimaurerischen Quadratschrift, die der Schreiber allerdings sehr fehlerhaft verwendet: Begemann weist 255 Versehen auf. Es fehlt der Buchstabe k, dessen man für den lateinischen Wortlaut nicht benötigte. Und, was wichtiger, ja entscheidend ist, für u und v hat unser Schreiber zwei Zeichen; die Unterscheidung der beiden Buchstaben, die früher sowohl den Vokal u wie den Konsonanten v bezeichneten, war aber 1535 noch unbekannt, da sie „erst 1557 von Petrus Ramus in seiner lateinischen Grammatik eingeführt worden ist, während derselbe Gelehrte in seiner 1555 gedruckten lateinischen Arithmetik den Unterschied noch nicht macht".[6]) Weiter hat man von jeher auf das schlechte Latein des Briefes hingewiesen, das dem Züricher Philologen Orelli Anlaß gab, das Schreiben für ein „völlig mißratenes Machwerk" zu erklären. Daß Melanchthon ein solches Schriftstück unterzeichnet haben soll, muß als unglaubhaft bezeichnet werden. Die Ausflucht, daß er „einer der jüngeren Meister gewesen sei, daher nicht ihm die Redaktion der Urkunde übertragen worden wäre" (Fetscherin bei Eckert S. 351), zieht so wenig wie Eckerts Versicherung, daß „das Latein bei weitem nicht das schlechteste" sei, das ihm aus jener Zeitperiode vorgekommen sei. Wenn übrigens Melanchthons Schriftzüge gut nachgeahmt sind, so sind dem Schreiber bei anderen sogar grobe Fehler unterlaufen, z. B. „Icobus (statt Jacobus) Präpositus" und „Johon Schröder". Falsch geschrieben ist auch der Name des angeblichen Vertreters von Madrid „Ignatius del la torre", bei einem Spanier sprachlich unmöglich. Vor allem aber: die an der Spitze stehende Unterschrift des Kölner Erzbischofs, Hermann von Wied, weicht von den fünf bekannten echten Unterschriften völlig ab.

5

Sodann der Inhalt. Wie wir gesehen haben, war der eigentliche Zweck des Schreibens die Rechtfertigung des Ordens

[5]) Der Brief findet sich bei H. E. Bindseil, Philippi Melanchthonis Epistolae etc. Halis Saxonum 1874, S. 92, Nr. 127. Otto Clemen, der mich bei dieser Frage freundlichst beraten hat, schreibt mir, daß er bei der Durchsicht des Briefwechsels leider noch nicht bis zum 24. Juni 1535 vorgedrungen sei. Es ist nicht ausgeschlossen, daß aus der fraglichen Zeit noch einmal eine briefliche Aeußerung auftauchen wird. Eckert kannte den Brief vom 4. Juli noch nicht. Man darf es ihm also nicht verübeln, wenn er aus den damals bestehenden Lücken im Briefwechsel die Möglichkeit einer kurzen Reise nach Köln erschließen wollte. Aber bei Begemann hätte Frau Ludendorff alles finden können.

[6]) Nach Begemann, S. 60 f. B. bezieht sich seinerseits auf die genauen Darlegungen von Gustav Schwetschke, Paläographischer Nachweis der Unechtheit der Kölner Freimaurer-Urkunde von Jahre 1535 (Halle, Gebauer, 1843).

gegenüber dem „Verbrechen der Wiederherstellung des Templerordens". Worum handelt es sich dabei? In Verbindung mit der schottischen Stuartreaktion kam von Frankreich das System der sogenannten Hochgrade, zunächst des Schottengrades, auch nach Deutschland herüber, und es entwickelte sich daraus zur Zeit des Siebenjährigen Krieges das Clermontsche, später Rosa-Clermontsche System mit seinen sieben Graden. Die „Ritter" dieses Systems (fast ausschließlich Adlige bis in die höchsten Kreise hinein) fußten auf einer Legende, derzufolge sich der neue Orden als Fortsetzung des alten Templerordens gab, der zu Anfang des 14. Jahrhunderts vernichtet worden war, angeblich aber im geheimen weitergelebt hatte und seine Weisungen von unbekannten, angeblich in Cypern sitzenden Oberen empfing. Das Fiasko, das diese Templer infolge ihrer Leichtgläubigkeit erlitten, die sie immer wieder zu Opfern geschickt auftretender Schwindler, der Johnson, Gugomos, Schrepfer, Cagliostro machte, führte rasch zu schwerer Erschütterung, bis auf dem Templerkonvent zu Wilhelmsbad 1782 Legende und Ritenwesen begraben wurden. Unsere „Urkunde" nun ist ganz auf den Gegensatz gegen dieses Templerwesen eingestellt, demgegenüber sie das Brauchtum der sich auf den drei Graden des Lehrlings, des Gesellen und des Meisters aufbauenden Genossenschaft, also des sich nach Johannes dem Täufer nennenden Maurertums von neuem einschärft. Der Verfasser der „Urkunde" verrät sogar deutlich die Zeitlage, wenn er davon spricht, daß man gewissen, ausdrücklich genannten Hütten die Anerkennung nicht versagen wolle, „deren Uebungen und Arbeiten, obwohl nach Weise der Schotten eingerichtet, doch in dem, was Ursprung, Zweck und Einrichtung angeht, von dem, was wir benützen, nicht abweichen." Zieht man das alles in Betracht, so scheinen sich als Zeit der Fälschung am ehesten die 70er und 80er Jahre zu empfehlen. Sehr wahrscheinlich war der Zweck, den 1780 abgeschlossenen Vertrag der Großen Loge der Niederlande mit dem Templertum in Gestalt der sogenannten Strikten Observanz zu bekämpfen. Daß der oder die Fälscher ihren Mahnungen und Weisungen besonderen Nachdruck zu geben versuchten, indem sie sie mit der Autorität grauer Vorfahren umkleideten, von denen sie so wenig wußten wie wir, darf als Symptom der auch dem „einfachen" Maurertum nicht fremden Geheimniskrämerei nicht wundernehmen.

Aber wir sind noch nicht zu Ende. Dem aufmerksamen Leser wird schon längst die Frage auf den Lippen schweben: „Ja, wann hat denn eigentlich diese „Urkunde" das Licht des Tages erblickt? Darauf muß die Antwort lauten: Strenggenommen nie. Aber natürlich hat sie ihre Geschichte. Im Jahre 1816 erhielt der Nationalgroßmeister des Ordens, der Freimaurer im Königreich der Niederlande, Prinz Friedrich, mit einem Paket Schriften einen Brief von Damenhand, gezeichnet „N. C. geb. v. T.", mit dem Bemerken, die Schriftstücke seien im Nachlaß ihres Vaters gefunden worden. Man vermutet wohl mit Recht, daß dabei der frühere Nationalgroßmeister van Teylingen gemeint ist. Das Paket enthielt außer den angeblichen Protokollen der Haager Loge von 1637[7]) eben unsere „Urkunde". Prinz Friedrich, ein noch ganz junger (18 Jahre alt) und in maurerischen Dingen unerfahrener Mann, ließ sie prüfen und muß von der Echtheit überzeugt gewesen sein. Denn er ließ das Schriftstück faksimilieren und an die ihm unterstehenden Logen versenden.[8]) Das Original behielt er in eigener Verwahrung. Es ist nach seinem Tode (1881) auf seine Anordnung verbrannt worden. So scheint er doch wohl nachträglich an der Echtheit irre geworden zu sein. Warum die „Urkunde" jahrzehntelang geheimgehalten worden ist, und warum sie dann doch ausgeliefert wurde, wird sich nicht mehr feststellen lassen. Die einfachste Lösung scheint zu sein, daß man nach dem kläglichen Ende der Templerbewegung weitere Verwendung nicht mehr für zweckmäßig hielt. Fräulein v. T. aber hat sich wohl der für sie wertlosen Papiere auf bequemem Wege entledigen wollen. Daß die „Urkunde" erst im 19. Jahrhundert mit der Absicht gefälscht worden sei, sie dem Prinzen zu bestimmten Zwecken (welchen?) in die Hand zu spielen, halte ich für ausgeschlossen. Gänzlich abwegig ist die Vermutung, daß die Jesuiten bei der Fälschung beteiligt gewesen seien. Uebrigens ist sie gar nicht in Deutschland, sondern in den Niederlanden angefertigt worden. Dahin weist nicht nur die unverhältnismäßige Bevorzugung angeblicher niederländischer Logen in der Zuschrift, sondern auch die Ueberlieferungsgeschichte. Vielleicht war der Vorgänger van Teylingens, van Boetzelaer, an der Fälschung beteiligt. Zeitlich würde das stimmen.

Erkenntnisse schreiten vorwärts, aber die Geschichte scheint oft stillzustehen. Enten sind zählebig. Ich darf nicht hoffen, der von mir verfolgten den Garaus gemacht zu haben. Aber ich werde diesen Aufsatz Frau Ludendorff zuschicken. Vielleicht hat sie doch ein Einsehen.

6

Um meine Ausführungen und damit den Leser nicht durch umständliche Anmerkungen zu beschweren, füge ich einige Zusätze bei, deren Inhalt über das im Aufsatz behandelte Thema hinausführt. Ich möchte damit an verhältnismäßig harmlosen Beispielen zeigen, wie notwendig es ist, die Angaben der Frau Ludendorff, die immer aus abgeleiteten Quellen stammen, am Ursprung nachzuprüfen.

1. Daß Frau Ludendorff Mathesius selbst zur Hand genommen hat, muß ich bestreiten, obwohl ihre Darstellung den gegenteiligen Eindruck erweckt. Sie schreibt (S. 21): „Wir entnehmen dem Buch des M. Johann Mathesius: ‚Von des E. D. Martin Luthers Anfang, Lehre, Leben'. Anno MDLXXXIII, S. 155" (das Folgende). Aber der erste Satz, den sie zitiert, steht gar nicht bei Mathesius, sondern bringt Worte aus Christian Juncker „Das Guldene und Silberne Ehren-Gedächtniß des theuren Gottes-Lehrers D. Martini Luther (Frankfurt und Leipzig, Johann Andreä Endters sel. Sohn und Erben MDCCVI)". Juncker (S. 90) sagt dort, daß Luther, „wie man glaubwürdig damals sagen wollen" (von Frau L. als aus Mathesius stammend zitiert!), von einem jüdischen Medico aus Polen mit Gift nachgetrachtet worden sei, und führt nun in der Anmerkung die bekannten Stellen aus der 14. und 15. Predigt des Mathesius über die Juden-Nachstellungen an. Frau Ludendorff schreibt sie von ihm (also nicht aus Mathesius!) ab, anscheinend diplomatisch treu, sogar mit den Interpunktionsstrichen, aber doch mit einigen fünfzig Fehlern. Verräterisch ist, daß sie am Eingang der ersten Stelle nach Juncker drucken läßt: „Ich habe ihn offt gefragt", während es bei Mathesius in allen mir bekannten Ausgaben (auch der von 1608) heißt: „Ich hab jhn auff ein zeyt gefragt". Sehr bedenklich ist, daß sie einmal einige nicht bei Juncker stehende Worte einschmuggelt: „Etliche Bischoffe ... halten ein heimlichen Rath mit Jud Michael ‚Von den Juden und ihren Lügen', und ‚Schem Ham Phoras' versprachen ihm tausend Gülden." Bei Mathesius-Juncker steht aber: „... mit Jud Michael von Posen (daß er unserm Doctor Gifft beybrächte) und versprachen usw." Wenn ich nur sicher wüßte, ob sie auch nur Junckers immerhin nicht leicht zu beschaffendes Buch wirklich eingesehen hat. Juncker nämlich zitiert nach der Ausgabe von 1608; Frau Ludendorff aber will ihre Angaben aus der Ausgabe von 1583 entnommen haben, und wirklich stehen in dieser die zitierten Stellen auf S. 155 und 174 a (Mitteilung von D. Riemer, Wittenberg). Laut S. 23 Anm. ist Frau Ludendorff „von theologischer Seite" darauf hingewiesen worden. Diese „Seite" hat ihr auch „ausführlich nachgewiesen", daß Juncker „von Geheimorden mit Verleumdungen, Prozessen, Amtsenthebungen zu Tode gehetzt" wurde. In den mir zugänglichen biographischen Notizen über Juncker, der 1714 als Gymnasialdirektor in Altenburg gestorben ist, finde ich darüber nichts. In der Allgemeinen Deutschen Biographie heißt es, er habe sein letztes Amt nur wenige Monate verwaltet, da der Schmerz über den Tod seiner Gattin wenige Tage später ihm selbst den Tod brachte. Man wird somit den Gegenbeweis abwarten dürfen. Dieselbe „theologische Seite" hat der Frau Ludendorff auch wohl die Behauptung eingeflüstert, daß „das Buch des Mathesius mit diesen, die Juden schwer belastenden Zeugnissen, bis auf wenige Exemplare verschwand" und Juncker, weil er diese Stellen zitiert hatte, verfolgt wurde. Richtig ist daran nur (vgl. die Angaben in der Biographie der Werke des Mathesius bei Gg. Loesche, Johannes Mathesius 2, Gotha 1885), daß, nachdem 1715 noch eine vollständige Ausgabe (von G. F. Stieler) erschienen war, während des 18. Jahrhunderts nur verkürzte Ausgaben gedruckt wurden, bis 1806 wieder eine vollständige erschien (so Loesche in seiner Ausgabe der Lutherpredigten S. XVII). Mit Juden- oder Freimaurerangst hat das natürlich nichts zu tun. Der Leser wolle die umständliche Aus-

[7]) Ueber diese Fälschung hat wiederum Begemann in der oben genannten Schrift genauesten Aufschluß gegeben. Sie steht mit der der „Kölner Urkunde" in engster Verbindung.

[8]) Wie viele von diesen Facsimilia erhalten geblieben sind, entzieht sich meiner Kenntnis. Begemann kannte nur eines, das ihm von Holland zugeschickt worden war. Im Staatsarchiv zu Darmstadt liegen zwei Stück. Sie stammen, wie die meisten Logenakten des Archivs, das daran sehr reich ist, aus dem Besitz des Prinzen Christian Ludwig, Bruders des Landgrafen (späteren ersten Großherzogs) Ludwigs X. (I.). Die auch von Begemann geteilte Annahme, es sei von den vom Prinzen versandten Stücken nur eines erhalten geblieben, ist danach zu berichtigen. In den Logenarchiven werden bei genauerem Nachforschen wohl noch andere auftauchen.

einandersetzung entschuldigen; er verdankt sie der Flüchtigkeit der Frau Ludendorff, die auch an einem verhältnismäßig harmlosen Beispiel deutlich zu machen nützlich schien.

2. Zu Frau Ludendorffs Angaben über Rosenkreuzerschriften. Frau L. zitiert S. 45 ff. einige Stellen aus „einer Kampfschrift gegen den Rosenkreuzerorden aus den Jahren 1610 bis 1615" mit, in der angeblich „ihr Diebstahl des Luthersiegels in seiner Wirkung auf die Menschen, die ihn erlebten, erhalten (?) ist". Es handelt sich um die Schrift: Speculum ambitionis von Johannes Hintes. Daß diese Schrift 1620 erschienen ist, weiß Frau L. so wenig, wie sie den lateinischen Titel kennt; sie zitiert nur den nach damaliger Gewohnheit sehr ausführlichen Untertitel, natürlich wieder mit mehreren Fehlern. Vor allem aber: sie nennt den Verfasser mehrmals Hintnes, hat also die Schrift sicher nicht in der Hand gehabt, obwohl sie sich den Anschein gibt; denn sie bezieht sich hier nicht auf ihre „theologische Seite". Uebrigens kann Niemand (Frau L. natürlich ausgenommen) aus den zitierten Stellen etwas von einem „Diebstahl des Luthersiegels" durch die Rosenkreuzer herauslesen. Hintes unterstellt nur, daß, wenn Luther wiederkommen sollte und „die wunderliche Fraternität sehen und daneben hören, wie sie sich selbst titulieren", er sie gewiß ermahnen würde, daß sie nach dem von ihnen bisher so fleißig verwahrten Signet und Petschaft nicht „falsch Handschrift" machen sollen. Aerger ist die Verstümmelung noch bei dem Hinweis auf die „Apologia" der Rosenkreuzer, von der es S. 47 heißt, daß sie von „Notarius Germanus (!) C. W. 1620" geschrieben sei. Auf dem Titelblatt steht deutlich: „verfertiget durch den unwirdigen Notarium Germanicum Irenaeum Agnostum C. W. 1620". Frau Ludendorff hat also den Namen des Verfassers einfach weggelassen. Es handelt sich dabei übrigens um einen Decknamen für Friedrich Grick, einen Vielschreiber, der die merkwürdige Gepflogenheit hatte, seinen eigentlichen, unter jenem Decknamen gehenden Schriften, in denen er sich zum Apologeten der Rosenkreuzer aufwarf, einige Schreiben anzuhängen, in diesen unter anderen Decknamen die Bewegung zu verspotten und so den Leser irrezuführen. Ich habe darüber ausführlicher in meiner kleinen Schrift über die Rosenkreuzer gehandelt.*) Von all diesen Dingen braucht Frau Ludendorff natürlich nichts zu wissen; sie darf sich aber auch nicht als Wissende aufspielen.

3. Und nun noch ein paar Einzelheiten, um das Bild abzurunden. Daß Luther einen Kampf gegen die Geheimorden, besonders gegen die Rosenkreuzer (!) geführt hat, deren Geheimlehren er gründlich durchforschte und dann als Satanswerk verwarf (S. 6 f.), ist eine so schwerwiegende Behauptung, daß man füglich verlangen dürfte, sie durch irgendeine Aeußerung des Reformators bestätigt zu sehen. Frau Ludendorff erbringt keine und wird auch keine erbringen können. Weiter: Was für sonderbare Vorstellungen von der reformatorischen Theologie muß die Dame haben, wenn sie (S. 19) schreiben kann, daß „die unsichtbaren Väter im Jahre 1539 schon wieder eine neue Sekte, die ‚Antinomer' aufputschten"? Von diesen hat sie bei Mathesius eine Glocke läuten hören, sich aber nicht vergewissert, wo sie hängt, weiß also nicht, daß es sich dabei um theologische Streitigkeiten handelt, die mit Geheimorden und dergleichen nichts zu tun haben. Aus Mathesius stammt auch das entzückende Mißverständnis (S. 19), daß der Papst ein Konzil „zu Vincenz" eingesetzt habe. Frau L. hat den Heiligen des 5. April (Vincentius Ferrer) als Ortsnamen aufgefaßt. Endlich muß man ihr ernsthaft raten, in der Wiedergabe der Namen vorsichtiger zu sein: Cochaeus (S. 26), Auri Faber (26), Civis Mansfeldentis (26), Andrä (47; statt Andreae), Mendelsohn (60 und 61; aber der war Jude, da kommt es auf ein s mehr oder weniger nicht an), Salieni (71; zweimal statt Salieri), Hühnemann (86; statt Kühnemann), Condre (121; statt Coudray). Druckfehler? Vielleicht im einzelnen Fall. Aber die meisten Fehler finden sich auch in den früheren Auflagen, und von sonderlicher Vertrautheit mit Personen und Sachen sprechen alle diese Versehen nicht. Es ist nicht nötig, daß ein „Gebildeter" überall Bescheid weiß. Wenn er sich aber den Anschein gibt, ein „Gelehrter" zu sein, und das tut Frau Ludendorff, dann darf er sich solche schlimmen Blößen nicht geben.

Gießen Gustav Krüger

*) Vgl. die Besprechung in dieser Nummer. DH

Was wir trotz allem durch Frau Ludendorffs Angriff lernen sollten

Die Angriffe, die Mathilde Ludendorff in ihrem Buche „Erlösung von Jesu Christo" gegen das Christentum gerichtet hat, sind in diesen Spalten zu verschiedenen Malen und gründlich zurückgewiesen worden (vgl. die im Leopold Klotz-Verlag erschienene Schrift von Carl Anders Scharbau), und es ist sicher, daß wir von diesen Angriffen gar nichts lernen können, außer daß sie uns etwa Stoff bieten zum Studium des Glaubenshasses und Rassenhasses, den die Geistesart dieser Frau in Reinkultur darstellt.

Aber ich frage, was wir durch diesen Angriff lernen sollten; denn eins ist bei aller Abwehr übersehen worden: daß das Buch selbst — nicht das Einzelne seines Inhalts, sondern die Tatsache seiner Existenz und seines Wirkens — ein ernstzunehmender Vorwurf gegen die Kirche ist. Es ist übersehen, daß die Kirche es unterlassen hat, diesem Buch und ähnlichen Angriffen vor ihrem Faktisch-Werden den Boden zu entziehen, wie sie es hätte tun können. Gemeint ist hier nur die protestantische Kirche — die katholische konnte es ihrer Art nach nicht —; denn der Fehler liegt, soviel ich sehe, in der Esoterik protestantischer Theologie. Ich will versuchen, dies an drei Punkten aufzuweisen. Mag jede andere Wissenschaft esoterisch sein, die Theologie darf es nicht; da Religion Sache jedes Menschen ist oder sein kann, muß, was Theologie im Dienste der Religion erarbeitet, in der Verkündigung der Kirche klar und unmißverständlich mitklingen.

1. Die Stoßkraft dieses Buchs beruht ganz wesentlich auf der Voraussetzung, die Kirche lehre wörtliche Inspiration der Bibel und zwar in gröbster Form. Mathilde Ludendorff weiß genau, daß diese Voraussetzung Fundament ihres Phantasiegebäudes ist und hämmert sie daher mit bewundernswerter Ausdauer ihren Lesern ein: „Alle Strophen sind den Christen unantastbares Wort Gottes, das der heilige Geist den Evangelisten in die Feder diktiert hat." (S. 161)

Diese Voraussetzung wird von den christlichen Laien weithin geteilt. Junge Menschen kommen begeistert von der Botschaft des Tannenbergbundes zu ihren Eltern, schmähen das Christentum in zorniger Entrüstung und belegen jeden ihrer Vorwürfe mit Stellen des Neuen Testaments, ja mit Jesusworten. Da stehen die Eltern und — leider — oft auch die Lehrer ihnen völlig hilflos gegenüber. Wie kann und darf das sein in der Kirche des allgemeinen Priestertums? Hier ist etwas versäumt worden; die Hilflosigkeit der Eltern führt Klage.

Nur auf Grund des Inspirationsdogmas kann Mathilde Ludendorff Widersprüche der Evangelien untereinander höhnisch konfrontieren und lächerlich machen, wie den zwischen den Geschlechtsregistern Jesu bei Matth. 1 und Luk. 3, das Ausmünden der Geschlechtsregister auf Josef trotz der Jungfrauschaft der Maria, die verschiedene Ansetzung der Tempelreinigung bei Johannes (Kap. 2) und den Synoptikern (z. B. Mk. 11) usw. Aber auch nur daraufhin war es möglich, daß sie von jeder geschichtlichen Würdigung der Texte und ihrer Entstehung absehen (denn ihre indischen Phantastereien sind als eine solche doch nicht zu betrachten) und alles auf die gleiche Ebene stellen konnte, und nur daraufhin war es möglich, daß sie aus Jesusworten und Jesushandlungen eine lange Reihe unethischer Gebote für den Christen ableitete (S. 99). Dabei weiß sie wohl, daß die Theologie keine Verbalinspiration annimmt — sie kennt ja sogar Bultmann vom Hörensagen („Pultmann" S. 127) — aber sie weiß auch und rechnet darauf, daß die christlichen Laien zum großen Teil dies nicht wissen. Wie richtig sie rechnet, zeigt das wahllose Argumentieren mit Bibel-Worten in Tannenberg-Versammlungen und die Schwierigkeit, dem zu begegnen.

Jahrhundertelang ist wörtliche Inspiration der Bibel mehr oder weniger ausdrücklich gelehrt worden, aber freilich „unantastbar" war das Bibelwort gerade darum nie, denn um so mehr hat man sich durch Umdeutung das Fremde zu eigen, das Vergangene gegenwärtig gemacht. Heute sind wir solcher Not enthoben, denn das Inspirationsdogma ist aufgegeben, es wird selbst innerhalb der dialektischen Theologie bestritten (Barth, Dogmatik, Bd. 1). Tausende von Pfarrern sagen in Predigt und Unterricht gelegentlich, daß nicht das einzelne Bibelwort Gotteswort sei, ja daß Unstimmigkeiten in der Bibel vorkommen, die aus der Menschlichkeit der Verfasser zu erklären sind. Aber das ist nicht genug. Wo immer die Kirche lehrend auftritt, besonders im Jugendunterricht, muß ausdrücklich, expressis verbis, gesagt werden, daß die Bibel von fehlbaren, vielfach irrenden Menschen auf Grund ihres eigenen Wissens und Gewissens in der Weise antiker Schriftstellerei geschrieben ist, die unsern Begriff der historischen Genauigkeit nicht kannte. Nur wenn dies klar ist, wenn die Lernenden eingesehen haben, daß die Bibel eine Sammlung menschlicher Bücher ist, die auch Irrtümer enthalten, kön-

nen sie richtig verstehen, daß und inwiefern die Bibel Offenbarung und Gotteswort, das Buch der Bücher ist.

So nur läßt sich der schwerste Anstoß beiseite räumen. Was früher möglich war, ist eben bei der heutigen Autonomie unmöglich: das Denken wieder unter den Buchstaben einer Tatsachen-Offenbarung zu beugen. Die Kirche will das doch auch gar nicht; darum sollte sie das freie, aufrichtende Wort laut aussprechen.

2. Für den Laien besonders verwirrend sind Mathilde Ludendorffs Ausführungen über einige mythische Episoden: Jesus gibt auf der Hochzeit zu Kana (Joh. 2) Betrunkenen Alkohol (S. 62), er vernichtet einen Feigenbaum (Mk. 11), weil dieser im Frühjahr keine Früchte trägt („Wieviele Obstkulturen könnten vernichtet werden, wenn die 500 Millionen Christen zu einer Zeit, zu der die Obstbäume keine Früchte tragen, hungrig an ihnen vorübergehen!" S. 107), er erzählt seine Gleichnisse, um nicht verstanden zu werden (Matth. 13, 14 f.), damit seinem Volke nicht geholfen werde (S. 142).

Solche Anklagen, gestützt auf Bibelwort und Inspirationsdogma, wirken nach meiner Beobachtung viel stärker als all die Zurückführung neutestamentlicher Stoffe auf indische Quellen; sie sind für den Laien, besonders den jugendlichen, wirklich erschütternd, während der Theologe sie mit gleichmütiger Bewegung abschütteln kann. Warum kann der Laie das nicht? Weil er nichts weiß über das Verhältnis von Religion und Mythos. Wenn Religion das Verhältnis des Menschen zum Transzendenten, also zu Gott ist, so ist Mythos die Form, in der mit menschlicher Sprache allein von diesem Verhältnis gesprochen werden kann. Unsere vom Diesseits stammenden Begriffe, auch die feinsten und abstraktesten, können ja doch das Jenseits nicht be-greifen, auch die zartesten Abstraktionen bleiben unzulängliches, diesseitiges Sprechen vom Jenseits, also Mythos. Freilich kann der Mythos sehr verschiedener Art sein nach der Reife und Gemütsart des Sprechenden: von der blassesten Abstraktion (Hegel: „Weltgeist") über das schaubare Bild („das Auge Gottes") bis zur bunten Geschichte (Jahwe als Tischgast bei Abraham, Pallas Athene als Fahrtgenosse Telemachs). Das alles ist Mythos.

Also ist die Bibel vom Mythos durchflutet, und auch ihre historischen Gestalten sind von ihm umspült und tief in ihn eingetaucht. Mathilde Ludendorff hat das gewußt und insofern beachtet, als sie die Christusmythe, die sie törichterweise aus dem Indischen ableitete, getrennt hat von dem „Juden Jesus von Nazareth". Aber sie wußte nicht oder beachtete nicht, daß auch Jesus — er ist ja Jesus Christus — von vornherein legendär gesehen worden ist. So ist die Verstockungstheorie Matth. 13, 14 f. legendäre Uebertragung eines alttestamentlichen Wortes auf Jesus, wie sie im Zusammenhang mit dem Messias-Mythos so viel vorkommen; so ist die Vernichtung des Feigenbaumes Mk. 11, 13 und 20, Mythisierung eines Gleichnisses Luk. 13, 6, und die Hochzeit zu Kana ist zweifellos auch Mythos und geht vielleicht auf griechische Stoffe zurück.

Solche Feststellungen erschrecken uns nicht, sie erschüttern in keiner Weise den Boden, auf dem wir stehen. Ja, sollte sich mit Sicherheit erweisen lassen, daß einige neutestamentliche Legenden buddhistischen Ursprungs sind, so werden wir das als interessante Fakta hinnehmen und in Ruhe feststellen. — Wären junge Menschen, wenigstens solche von höheren Schulen, durch ihren Konfirmator ausdrücklich unterrichtet worden über Auftreten und Sinn des Mythos in der Bibel und über seine Unvermeidlichkeit in der religiösen Sprache überhaupt, so würden sie nicht so leicht hereinfallen auf die törichten Angriffe dieser Frau. Aber davor bleiben sie leider nur sehr selten bewahrt, und da hat Frau Ludendorff gar nicht so Unrecht mit ihrem Vorwurf des Verschweigens. Anstößige Stellen werden in der Bibelauslegung möglichst nicht dargeboten, wenn es aber sein muß, umgedeutet. Beides ist sicher verkehrt. Natürlich sind sie nicht geeignet zur Behandlung in der Predigt, aber ihr Vorhandensein muß festgestellt und verständlich gemacht werden; dann ist nach wenigen Beispielen der Laie gewappnet, solchen Stellen zu begegnen, wo immer sie ihm entgegentreten.

Noch wird vom Mythos gern etwas geringschätzig gedacht, und darum scheut man sich, ihn auf die Bibel anzuwenden. „Das ist ja nur ein Mythos" sagt der Laie. Dieses „nur" aber muß schlechterdings fallen, Mythos ist die einzige Möglichkeit, vom Jenseits dieser Welt zu sprechen (ist nicht schon das Wort Jen—seit Mythos?). Nur Mystik in wortloser Versunkenheit und wortloser Ekstase kann seiner entbehren, prophetisch-protestantische Religion kann es nicht.

Der Wert des Mythos liegt in dem, was er meint, womit das, was er sagt, nie genau zusammenfällt. Das Sagen des Mythos ist transparent für die gemeinte Jenseitigkeit Gottes und des Göttlichen. Daher kann kein Mythos in seinem Sagen verpflichtend sein, weder als Vorbild noch als Gebot. Es wäre geradezu verrückt, wenn wir, um dem Vorbild Jesu nachzueifern, Betrunkene mit Wein bewirten, Obstbäume, die im Frühjahr keine Frucht tragen, vernichten wollten, und wenn wir Gleichnisse erzählten, um nicht verstanden zu werden. Dergleichen — kein Theologe und kein vernünftiger Mensch zweifelt daran — ist ja doch in diesen Mythen gar nicht gemeint. Darum aber müssen sie als Mythen gekennzeichnet und Meinung vom Wortlaut getrennt werden.

Besonders wichtig ist das bei den mythischen Gestalten der Bibel, die als Vorbilder hingestellt werden. Unser Religionsunterricht behandelt ausschließlich Erzählungen, die sich — nach seiner Meinung — nicht nur religiös, sondern auch ethisch verwerten lassen (bei Jakobs Betrügereien ist das ja recht zweifelhaft). Was so nicht zu verwerten ist, bleibt unerwähnt. Und wenn die Kirche nach protestantischem Grundsatz jedem Menschen die ganze Bibel in die Hand gibt, hegt sie da nicht unbewußt die katholische Hoffnung, daß er doch nicht gerade die ganze Bibel lesen werde? Jedenfalls hat sie ihn darauf nicht vorbereitet.

Dann aber steht glühend entrüstete Jugend gegen sie auf und klagt: „Diesen Abraham hat man uns als Vorbild hingestellt, der feige seine Frau verleugnet und sie gar den Lüsten eines Andern überläßt!" (1. Mos. 12) „Was ist das für ein Gott, der seinen eben berufenen Propheten nachts in der Herberge überfällt und töten will!" (2. Mos. 4, 24) Ja, wie soll sich denn ein Laie hier zurechtfinden, wenn er nicht gelernt hat, daß die Bibel viele Mythen von sehr verschiedener Reife enthält, von denen vielleicht manche auch in dem, was sie meinen, uns nichts zu sagen haben und die nicht darum, weil sie in der Bibel stehen, als Vorbilder verpflichtend sind.

3. Aber wie weit ist überhaupt das Bibelwort verpflichtend? Mathilde Ludendorff stellt auf S. 99 f. eine Reihe von Geboten zusammen, die sie der Lehre oder dem Vorbild Jesu entnommen hat. Darunter sind solche, in denen Jesusworte auf das Häßlichste verrenkt und entstellt sind. So hat Jesus ganz gewiß mit der Aufforderung zum Menschenfischen (Luk. 5) nicht an ein Ueberlisten und Einfangen der Menschen gedacht. Aber Anderes ist einem durchaus möglichen Verständnis der Texte entnommen und zum Gebot geformt. Ich gebe für diejenigen Leser, denen das Buch nicht gegenwärtig ist, ein paar Beispiele:

Verlasse (wie Simon Petrus und Andreas) den Beruf, der dir deine wirtschaftliche Selbsterhaltung sichert, werde ein Arbeitloser, um Jesu nachzufolgen und mit ihm zu missionieren.

Verlasse (wie Matthäus) desgleichen ohne Abmeldung oder Kündigung auf die Minute deinen Staatsberuf, wenn du Staatsbeamter bist, um für Jesu (sic!) zu missionieren.

Findest du Menschen, die sich nicht fischen lassen, so verfluche sie mit den schauervollsten Flüchen zu ewiger Verdammnis in Höllenqualen, wo wird sein Heulen und Zähneklappern. (Matth. 11, 20 ff.)

Deine Geschwister, ja sogar deine Mutter mußt du öffentlich demütigen, sie womöglich vergeblich vor der Türe stehen lassen, wenn du den Menschen die Lehre geben willst, daß gleiche Glaubensüberzeugung näher bindet als Sippenverwandtschaft .... (Mark. 3, 33.)

Bist du Nichtjude, so ertrage als völlig berechtigt den Schimpf von seiten eines Vollblutjuden, als seien deine Volksgenossen „Hunde", ja wiederhole sogar selbst die Beschimpfung all deiner Ahnen, Eltern und Kinder. Du wirst von Jesu von Nazareth dafür belobt ... (Matth. 15, 26 ff.)

Entschließest du dich, dein Leben der Nachfolge Jesu und seinem Dienste ausschließlich zu weihen, so laß dir nicht etwa einfallen,

zuvor deinem toten Vater den letzten Liebesdienst zu erweisen, sondern: „Lasse die Toten die (sic!) Toten begraben". (Luk. 9, 90.)

Es ist oft gesagt worden, daß Jesus nicht Gesetze gegeben habe, daß er vielmehr Aufforderungen aussprach an einzelne Menschen in konkreter Lage und daß es sich für andere, spätere Menschen daher nicht um buchstäbliche Befolgung seiner Lehre noch auch um Nachahmung seines Verhaltens handeln könne, sondern nur um Nachfolge in seinem Sinn und Geist. Aber welches ist Sinn und Geist Jesu? Wir glauben das zu wissen, aber Frau Ludendorff legt den Finger darauf, daß der Jesus der Evangelien ganz Entgegengesetztes gelehrt und getan habe. Ihre These ist: in der Jesusgestalt der Evangelien sind die milden Züge Buddhas mit den fanatischen des orthodoxen Juden wahllos gemischt; die Christen aber sind verpflichtet, beide zugleich nachzuahmen.

Wie steht es damit? Die Abhängigkeit von Buddha kann hier beiseite bleiben; darüber ist alles Nötige in der Schrift von Scharbau gesagt worden. Im übrigen aber hat Mathilde Ludendorff recht: Vergleichen wir die vier Evangelien, so finden wir in der Jesusgestalt geradezu unüberbrückbare Gegensätze. Frau Ludendorff macht besonders aufmerksam auf den scharfen Gegensatz zwischen dem: „Was nennst du mich gut? Niemand ist gut als Gott allein" des synoptischen Jesus und dem „Ich und der Vater sind eins" des johanneischen. Dergleichen ist jedem Theologen bekannt. Sogar dasselbe Jesuswort ist in verschiedenen Evangelien verschieden nicht nur im Wortlaut, sondern gerade auch in Sinn und Geist; ich erinnere an die Seligpreisungen Matth. 5 und Luk. 6.

Käme es nun also darauf an, herauszufinden, welche Worte der historische Jesus wirklich gesprochen hat und in welcher Form? Das ist unmöglich. Die gewaltige Aufgabe, die im vorigen Jahrhundert kritische Theologie sich gestellt hatte, das Bild des historischen Jesus festumrissen herzustellen, ist bekanntlich nicht gelungen. In Bultmanns Jesusbuch, das schon einer neuen Zeit und neuen Fragestellung angehört, aber von der alten noch überschattet ist, wird dieses Mißlingen für Jedermann offenbar. Wir wissen tatsächlich nicht, ob Jesus gesagt hat: „Wer Vater oder Mutter mehr liebt als mich, der ist mein nicht wert" (Matth. 10, 37) oder „Wer zu mir kommt und hasset nicht seinen Vater, Mutter... der kann nicht mein Jünger sein" (Luk. 14, 26); beide Worte stehen gleichberechtigt in den Evangelien. Wenn Bultmann und Viele mit ihm das misein (hassen) relativ gebrauchen will (etwa: wer Vater und Mutter nicht weniger liebt...), so fehlt ja hier das Beziehungswort der Relation, das „als mich", das notwendig wäre und bei Matth. auch steht. Diese Korrektur ist also sprachlich gewaltsam. Für die Fassung des Matthäus spricht, daß Jesus nicht nur das „Ehre Vater und Mutter" als selbstverständliche Forderung ausspricht, sondern sogar Friedensliebe fordert; aber für die Fassung des Lukas spricht, daß er seine Mutter nach mühevoller Reise vor der Türe stehen und unverrichteter Sache umkehren läßt (Matth. 3, 33). Wir entscheiden uns nach unserm religiösen Gewissen für die Matthäus-Fassung, aber was bedeutet das?

Es bedeutet, daß kein Wort der Bibel, ob historisch oder nicht historisch und ungeachtet, von wem es gesprochen wurde, darum, weil es in der Bibel steht oder darum, weil es von diesem oder jenem gesprochen wurde, für uns verpflichtend ist. Diese Worte waren einmal für ihre Hörer Offenbarung; wir haben nur noch den Bericht von jener Offenbarung. Der muß nicht, aber er kann für uns wieder Offenbarung werden, wenn und soweit unser religiöses Gewissen durch ihn getroffen wird. Geschieht das, so ist der Bericht von Offenbarung so vollgültige Offenbarung und so verpflichtend wie die, von der er berichtet; darin besteht die „Gleichzeitigkeit" (Kierkegaard) der Spätgeborenen mit der ersten Generation.

In der Tat handeln wir Alle nach diesem Grundsatz: wir lesen die Bibel mit wachem religiösem Gewissen und lehnen ab, verbannen sogar in das Dunkel des Nicht-Gekanntseins all das, was dem Gewissen widerstreitet. Kein Pfarrer wird in Predigt oder Bibelstunde die Stelle, wo Jahwe den Mose in der Herberge überfällt und töten will, oder das Haßgebot Jesu erbaulich als Vorbild behandeln. Und das ist gut; nur dürfte nicht zugleich versäumt werden, dem Laien Waffen in die Hand zu geben gegen die Ausnützung solcher Stellen durch gehässige Feindschaft. Erführe jedes Kind im Unterricht und jeder Erwachsene durch die Verkündigung der Kirche den einfachen prophetisch-protestantischen Grundsatz, daß die Kirche selbst kein Schriftwort für bindend hält, wenn nicht das Gewissen ihm zustimmt, und daß nach der Lehre der Kirche das Erlösungswerk Jesu Christi an kein einzelnes Wort gebunden ist, das er gesprochen oder nicht gesprochen hat, so würden sie sich durch Angriffe wie die der Tannenbergbündler nicht mehr so leicht erschüttern lassen. Hoffentlich findet die Kirche des allgemeinen Priestertums bald den Mut und den Entschluß, unnötige Esoterik aufzugeben und klar und unumwunden zum Laien zu sprechen.

Ich fasse noch einmal zusammen. Zu fordern ist, daß die Kirche deutlich und ausdrücklich sage:

1. daß der Wortlaut der Bibel von Menschen stammt, nicht von Gott unmittelbar und also nicht als solcher Gottes Wort ist, daß vielmehr Gott seine Offenbarung an Worten der Bibel aufleuchten läßt, wie er will;

2. daß die Bibel als menschliches Sprechen vom Transzendenten von Mythen durchzogen ist, und daß der Wert des Mythos in dem liegt, was er meint, nicht in dem, was er sagt;

3. daß weder mythische noch historische Vorgänge und Worte der Bibel absolut verpflichtende Vorbilder und Gebote sind, sondern nur, soweit das religiöse Gewissen des Glaubenden ihnen zustimmen kann. Wenn die Kirche dies sagt und sobald sie es deutlich sagt, sind die Pfeile ihrer Feinde abgestumpft, ehe sie noch auf die Sehne gelegt werden. Möchte es doch bald geschehen!

Frankfurt a. M. Else Zurhellen-Pfleiderer

Gegen den Strom

Mag im Römerbrief an der Stelle (12, 1), die Luther übersetzt hat: „schicket euch in die Zeit" (to kairo duleuontes) vielmehr zu lesen sein: „dienet dem Herrn" (to kyrio duleuontes), an anderen Stellen des Neuen Testaments ist doch genug davon die Rede, daß die Christen auf die Zeichen der Zeit achten sollen. Gerade heute sollen wir in unserem Handeln uns nach der Zeit richten, nach der Not dieser Zeit. Alle ernsten Leute nehmen in ihrer Lebensweise Rücksicht auf die Not unzähliger Volksgenossen, verzichten, um Anderen zu helfen, auf manche Freude, die sie sich und den Ihren früher gegönnt haben.

Eine ganz andre Frage aber ist es, ob wir uns in unserem Denken, auch soweit es nicht unmittelbar den Aufgaben des täglichen Lebens zugewandt ist, in unserem weltanschaulichen Denken, in unseren Ueberzeugungen, unseren Glaubensgedanken und unserer Art, von unserem Glauben zu sprechen, nach der Zeit richten sollen. Einigermaßen es zu tun ist zwar einfach Pflicht, weil Anpassung an die Zeit ein Stück der Anpassung an die Umwelt ist, zu der jeden Jünger Jesu die Liebe treibt, wie Paulus den Griechen ein Grieche, Allen alles ward. Und immer, wenn Menschen meinten, daß auf irgend einem Gebiet die Väter oder sie selbst Fortschritte gemacht hätten, hat man das Minderwertige als überholt, rückständig, unzeitgemäß bezeichnet. Kaiser Trajan schreibt zu Anfang des zweiten Jahrhunderts n. Chr. an seinen Statthalter Plinius nach Kleinasien, anonyme Anzeigen solle die Behörde nicht annehmen; pessimi exempti nec nostri saeculi est, es gibt ein sehr schlechtes Beispiel und ist unseres Jahrhunderts nicht würdig. Und so gewiß im Christentum, namentlich im katholischen, immer wieder betont wurde, daß man den Glauben der Väter, das bewährte Alte, festhalten wolle, so sehr haben doch immer wieder kirchliche Gruppen, besonders auch theologische Schulen, wenn sie überzeugt waren, daß ihre von der bisherigen irgendwie abweichende Denk- und Lehrweise einen Fortschritt bedeute, sich gern als die Neuen bezeichnen lassen und sich selbst so genannt. Ende des Mittelalters hieß die jüngste der damaligen theologischen Richtungen, die nominalistische, via mo-

derna; Luther hat bewußt diesen moderni angehört. Ebenso war im 18. Jahrhundert im evangelischen Deutschland für die neu aufkommende, vom kritischen Geist der Aufklärung bestimmte theologische Schule der Name Neologie (neue Lehre) verbreitet. So soll auch in unseren Tagen der christliche Prediger zu den Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts als ein Mann des zwanzigsten Jahrhunderts reden.

Immerhin ist das Maß sehr verschieden gewesen, in dem man Neues erreicht zu haben überzeugt war oder auf Neues wartete, starke Wandlungen der geistigen Lage erwartete, in dem man jeweilig auf Modernität oder Aktualität Wert legte oder Anspruch erhob. Heute aber wird in Deutschland, auch in bewußt christlichen Kreisen, so viel von ganz Neuem geredet, das kommen müsse, kommen werde oder schon da sei, es wird so viel von Geisteswende, Zeitenwende und dgl. geredet, daß man fragen muß: ist da mehr das demütige Verlangen des Frommen nach zukünftigem Heil wirksam oder mehr das Sensationsverlangen der Kinder einer erregten Zeit? Spricht man viel von Krisis, von Gericht, so kann es christlicher Bußernst sein, der sich da äußert, und er hat sich in einigen Zeugnissen Karl Barths und ihm nahestehender Theologen gewaltig ausgesprochen. Aber Mancher scheint nicht so sehr für sich selbst das Gericht zu erwarten, als vielmehr es den Anderen laut zu verkünden. Wendet man sich von der kritischen wie von der „positiven" Theologie älteren Stils ab, verkündet man den Zeitgenossen, besonders den zeitgenössischen Theologen und Kirchenleuten das Gericht, die *Krisis*, so geschieht das bisweilen in solcher Art, daß man erwidern muß: Kritisieren ist leichter als Bessermachen. Auf alles, auf die bisherige Kirche und die bisherige Theologie, auf die Obrigkeit und die Zeitgenossen zu schelten, ist eine sehr verbreitete Neigung, aber eine Neigung des natürlichen Menschen, des alten Adam. Keinesfalls darf der Ausblick auf Unerhörtes, das kommen mag, auf Gewaltiges, das Gott tun werde, uns davon abhalten, mit allem Ernst unseren bescheidenen Alltagsdienst zu tun. Das Neue und Große, auf das man hoffte, kam in der Geschichte oft gerade dann nicht, wenn die Menschen es leidenschaftlich ersehnten und Einige es bereits laut ankündigten; es kam vielmehr unerwartet; das wirklich Wertvolle pflegt leise zu kommen.

Und wie man heute zu viel von dem ganz Neuen *redet*, das im Anbruch sei, so streben Viele zu sehr danach, als Vertreter, *Vorkämpfer von Neuem* zu gelten, das bereits da sei, ihre Art als die moderne hinzustellen, der gegenüber das bisherige Wesen veraltet sei. Nun gibt es Gebiete, auf denen die Mode beständig wechselt: Kleidung, Haartracht. Aber je ernster Menschen sind, je reicheren Inhalt ihr Leben hat, um so geringere Rolle spielen jene äußerlichen Dinge für sie. Es gibt allerdings Moden auch im geistigen Leben, Modewörter. Aber wer solche häufig gebraucht, der beweist, daß er an Aeußerlichem haftet auch wo es vielmehr auf Inneres ankommt, auf selbständige Denkarbeit, auf eigene Ueberzeugung. Allerdings ist die Neigung, sich Neuem hinzugeben und durch Neues Eindruck zu machen, so stark, daß es so etwas wie Mode auch in Religion, Kirche, Theologie gibt. Zum Allzumenschlichen der Kirchenleute und Theologen gehört es, daß auch bei ihnen immer wieder eine neue Generation ungerecht wurde gegen die unmittelbar vorangegangene, von den Söhnen die Vorzüge der Väter unterschätzt, die Fehler der Väter übermäßig betont wurden. So waren die Vertreter erneuter Rechtgläubigkeit im 19. Jahrhundert oft ungerecht gegen die Aufklärer und Rationalisten der vorausgegangenen Zeit, die Aufklärer wiederum waren ungerecht gegen die Pietisten gewesen, die Pietisten um 1700 gegen die Orthodoxie des 17. Jahrhunderts, Luther und die übrigen Reformatoren gegen die katholische Kirche des ausgehenden Mittelalters. Wenn nun vollends in unseren Tagen Viele einseitig nur das betonen, was sie von der vorangegangenen Generation unterscheidet, dann liegt es nahe, gegenüber solchem Wesen zu sagen: zwar darf der Christ sich nicht schlechthin an das Alte binden; das hat schon Tertullian um 200 scharf so ausgesprochen: veritatem, non consuetudinem Christus se appella vit; Christus hat gesagt: „ich bin die Wahrheit" und nicht: „ich bin die Gewohnheit", ich bin die Tradition. Noch weniger aber hat er — so werden wir hinzusetzen — gesagt: ich bin die Modernität. Gehört zur Grundstimmung jedes ernsten Christen Dankbarkeit und Treue, Dankbarkeit namentlich auch für allen inneren Besitz, den wir ererbt haben, für alle Schätze des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung, die fromme Väter, Mütter und Vorfahren uns übermittelt haben, zuletzt dafür, daß Jesus Christus in der Geschichte der Menschheit steht, dann steht es Christen keineswegs wohl an, sonderlich zu betonen, daß sie auch in ihren Glaubensgedanken neue Wege gehen, modern sind. Als Protest gegen starres Festhalten an alten Formen und Formeln, die oft von unverständigen Kirchenleuten für gleichbedeutend mit dem Evangelium selbst gehalten wurden, mag es zeitweise berechtigt, ja pflichtmäßig sein, daß man sich zu einer „neuen Weise, alte Wahrheit zu lehren" bekennt, wie es im 19. Jahrhundert der Erlanger Hofmann in berühmten Streitschriften tat. Aber im übrigen muß davor gewarnt werden, daß man sich der Modernität seiner Theologie rühme. Was heute laut als modern und aktuell gepriesen wird, Schriften, die deshalb starken Absatz finden, können in kurzer Zeit Makulatur sein. Als die Theologie Albrecht Ritschls und Harnacks, Wellhausens und der religionsgeschichtlichen Schule neu war, ist sie oft von Freunden und Gegnern als die moderne bezeichnet worden; Theodor Kaftan gab im Gegensatz zu ihr die Losung aus: „moderne Theologie des alten Glaubens", Reinhold Seeberg die einer „modernen positiven Theologie"; Richard Grützmacher suchte nachzuweisen, daß nicht das „liberale Jesusbild", d. h. das der historisch-kritischen Forscher „modern" sei, sondern der Zeitgeist sich bereits ganz anderen Ideen zuwende, auch ein ganz andres Bild von Jesus suche. Entscheidend aber ist dem christlichen Theologen wie jedem ernsten Menschen nicht, ob ein Gedanke alt oder neu, modern oder unmodern ist, sondern ob er wahr ist; es kommt auf die Sache, auf ihr Recht, nicht auf ihr Alter an. So hat denn Mancher, den Andre als einen modernen Theologen bezeichneten, sich selbst nie so nennen mögen.

Mit jener Neigung aber, die eigne Denkweise als die moderne hinzustellen, der die Zukunft gehöre, verbindet sich oft eine *Geringschätzung der Andersdenkenden*, die allerdings in zwei sehr verschiedenen Formen auftritt. Die häufigere Form ist, daß man die Gegner als bereits besiegt, als eine schon wankende Schar hinstellt, so wie Uhlands Rauschebart mit Donnerstimme ruft: „Schlagt drein, die Feinde fliehen!" Nun gibt es zweifellos Fälle, in denen solches Selbstbewußtsein, solche Siegeshoffnung berechtigt ist. Wenn Vertreter einer wirklich veralteten Meinung mit hartnäckigem Eifer für ihre verlorene Sache kämpfen, so mag demgegenüber z. B. in der Reformationszeit mancher Anhänger des Neuen in der Tat an den „kapitalen Witz" gedacht haben, den Konrad Ferdinand Meyers Hutten in Ariosts Rasendem Roland findet:

> Da läuft ein Kerl und schwingt die Hellebard,
> der's nicht bemerkt, daß er getötet ward.

Das wird hier auf den Kampf jener Tage gedeutet:

> Bei meinem Bart! Das Bild der alten Zeit,
> die noch die Waffe führt und schilt und schreit,
> den jungen Tag bekämpft mit Trutz und List
> und nicht bemerkt, daß sie verstorben ist!

Darf man den Gegner als einen solchen innerlich bereits Toten ansehen, so mag diese Stimmung fröhlich und behaglich sein. Und was man wünscht, das glaubt man gern. Aber wir Deutschen haben in schwerer Schule lernen müssen, wie leicht man sich da täuscht und wie gefährlich es ist, den Feind bereits für besiegt zu halten, während in Wirklichkeit seine Kraft ungebrochen ist, ja vielleicht noch ständig wächst. Den Weltkrieg haben wir wesentlich deshalb verloren, weil wir uns heillosen Irrtümern über die Macht unsrer Gegner hingaben. So gilt auch für geistige Kämpfe: Wer am lautesten verkündet, daß ihm der Sieg bereits sicher sei, der ist oft keineswegs der Stärkste, und diejenigen unter uns, die zum Kreise Friedrich Naumanns gehörten, erinnern sich, wie vergnügt wir jedesmal dann wurden, wenn in gegnerischen Blättern dieser unser Führer und

wir, seine Anhänger, wieder einmal ganz und endgültig totgesagt wurden. Wir wußten, wie lebendig wir waren. Es kommt auch heute vor, daß in theologischen Erörterungen eine Gruppe prophezeit, die andre werde demnächst nur noch aus einigen merkwürdigen Greisen bestehen. Darauf soll man nur ganz ruhig erwidern: Hochmut ist in keiner seiner Formen eine theologische Tugend.

Die andere Art, den Gegner gering zu schätzen, ist versteckt. Man räumt ihm nämlich ein, daß er noch die Mehrheit auf seiner Seite habe; man betont aber, daß der Minderheit, zu der man selbst zählt, doch die Zukunft gehöre. Auch darüber jedoch kann man sich sehr täuschen, ob man mit seinen Gesinnungsgenossen wirklich eine kleine Schar darstellt, der die bessere Einsicht aufgegangen ist und die für diese Einsicht gegen den Unverstand der Massen zu kämpfen hat. Das Bewußtsein davon, zu solch kleiner Schar zu gehören, kann erhebend sein; es hat sich oft in die Worte aus Schillers Demetrius gekleidet:

Was ist die Mehrheit? Mehrheit ist der Unsinn;
Verstand ist stets bei Wenigen nur gewesen.

Mancher freilich, der stolz so spricht, schwimmt tatsächlich mit Behagen im breiten Strom der Masse; ein neuerer deutscher Lustspieldichter hat das hübsch so ausgedrückt:

Seitdem bei Schiller ist zu lesen:
„Verstand ist stets bei Wenigen nur gewesen",
glaubt die Menge wahnbetört,
daß sie zur Minderheit gehört.

Beide Formen, den Andersdenkenden gering zu achten, machen auf diejenigen, die geistigen Kampf mit Ernst führen, keinen sonderlichen Eindruck. Und der christliche Theolog soll immer bedenken, daß vor der hohen Pflicht der Feindesliebe die bescheidenere, allgemein menschliche, aber wahrlich nicht geringer zu schätzende Pflicht steht, den Gegner zu achten, ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, also auch mit gewissenhafter Sachlichkeit seine Machtmittel zu erwägen, seine Gründe zu prüfen. Diese Pflicht wird nur um so dringlicher zu einer Zeit, da Viele vor allem fragen, was modern ist, und den Andersdenkenden schon damit widerlegt zu haben meinen, daß sie seine Ansichten als veraltet hinstellen. Wir Christen sollen uns in dem Sinne allerdings in die Zeit schicken, daß wir die heutige Not unzähliger unserer Brüder und Schwestern, besonders die schwere Not unseres Volkes auf dem Herzen tragen und mit der Tat, wo wir irgend können, diese Not zu mildern suchen; aber in unseren Ueberzeugungen, in unserem Glauben sollen wir uns gar nicht dem Zeitgeist anpassen, schon weil er immer wesentlich Welt-Geist ist. Was zeitgemäß ist, das zu suchen ist für den Christen nicht sonderlich wichtig, weil ihn ein Auge aus der Ewigkeit anblickt. Was recht ewigkeitgemäß ist, das wird für alle Zeiten seinen Wert haben; aber vieles, was sehr zeitgemäß, jedoch vielleicht nur zeitgemäß ist, steht eben deshalb von vornherein im Verdacht, nicht ewigkeitgemäß zu sein. Wenn eine Denkweise sich stolz auf den Thron der Zeit setzt, dann sind meist die Füße dessen schon vor der Tür, der sie zu Grabe tragen wird. So kann auch eine Theologie, die heute als die von gestern oder vorgestern bekämpft oder belächelt wird, sehr wohl die von morgen oder übermorgen sein. Daß wir heute für unsere Zeit arbeiten und uns also auch um das Verständnis der Zeitströmungen und der Zeitgenossen bemühen, ist Pflicht; daß aber die Wahrheit sich nach dem Kalender richte, ist ein des Christen unwürdiger Aberglaube.

M

Die deutsche Sozialdemokratie

Von der Revolution bis 1932 war die Sozialdemokratie die stärkste Partei in Deutschland, mochte sie auch zeitweise durch Austritt der Unabhängigen geschwächt sein. In diesen dreizehn Jahren seit 1919 war es auch ihren politischen Gegnern selbstverständlich, daß man sich aufs Ernstlichste mit ihr auseinandersetzen müsse, die Motive ihrer Agitation würdigen, sich in die Denkweise der sozialdemokratischen Arbeiter hineinversetzen müsse. So brauchte während dieser Jahre in unserem Blatte von der sozialdemokratischen Partei verhältnismäßig wenig die Rede zu sein.

Die Zeit liegt weit zurück, wo die Sozialdemokratie noch eine kleine, zwar leidenschaftlich vorwärtsstrebende, leidenschaftlich kämpfende, aber von ihren Gegnern wenig geachtete und wenig beachtete Gruppe war. In jener Zeit haben gerade auch Männer aus dem Kreise der „Christlichen Welt" sich um das Verständnis von Arbeiterbewegung und Sozialismus bemüht. Unvergessen ist, was namentlich Friedrich Naumann und Göhre, einst Rades erster Helfer bei der Redaktion unseres Blattes, auf diesem Gebiet geleistet haben.

Heute ist die Lage wieder anders als in den Jahren 1918 bis 1931. Zwar ist die sozialdemokratische Partei noch stark in unseren Parlamenten, und kein ernsthafter Politiker darf vergessen, daß links von ihr die radikalere Schar der Kommunisten steht. Aber in evangelisch-kirchlichen Kreisen und in weiten Kreisen der studentischen Jugend, die sich dem Nationalsozialismus zugewendet haben, besteht nicht nur eine leidenschaftliche Abneigung gegen die Sozialdemokratie, sondern man hält den Marxismus auch für überlebt; man hält es nicht mehr für der Mühe wert, sich ernstlich mit diesen Gegnern auseinanderzusetzen. Wir aber haben nicht zu fragen, was heute in den Kreisen, in denen wir leben, populär oder unpopulär ist, sondern wir haben nach Recht und Wahrheit und innersten Motiven jeder Denkweise zu fragen. So mag einer unserer Freunde, der überzeugter Sozialdemokrat ist, uns sagen, wie ihm sich die Lage unseres Landes und die Aufgabe seiner Partei in dieser Lage darstellt.

M

1. Hüterin der Verfassung

In schwerem Kampfe mit den „Unabhängigen" hat die „Mehrheitssozialdemokratie" durchgesetzt, daß man nicht die Diktatur des Proletariats versuchte, sondern 1919 die Verfassung schuf. Die Verfassung ist ein Vertrag der verschiedenen Gruppen des deutschen Volkes, den Weg zur Gestaltung der Zukunft nicht durch gewaltsamen Kampf, sondern auf dem Weg des Ausgleichs der Interessen durch Demokratie zu suchen. In Konsequenz dieser ihrer Haltung ist die deutsche Sozialdemokratie die eigentliche, opferbereite Hüterin der deutschen Verfassung, der Demokratie geworden. Sie hat das Ziel des Sozialismus nicht aufgegeben. Aber sie ist von der Ueberzeugung getragen, daß der Weg zum Sozialismus durch Demokratie führt und führen muß, daß Demokratie mit ihrer Lebendigmachung aller schaffenden Volkskräfte notwendigerweise Weg und Vorbereitung zu sozialistischer Wirtschafts- und Gesellschaftsgestaltung ist.

So ist auch die deutsche Sozialdemokratie auf diesem Weg die entscheidende Stütze jeder Regierung gewesen, die auf dem Weg der Verständigungspolitik sowohl Abwälzung der Lasten suchte, die man dem deutschen Volk durch Versailles aufgelegt hat, als auch eine Neuregelung des Verhältnisses der Völker, das eine wirklich haltbare Grundlage friedlichen Zusammenlebens geben könnte.

Es ist eine ethische und nationale Großtat gewesen — ich bin fest überzeugt, daß sie sich der deutschen Arbeiterschaft einmal entscheidend lohnen muß — als die deutsche Sozialdemokratie diesen Weg suchte, ohne Gewalt im innerpolitischen und wirtschaftlichen Kampf mit den verständigungsbereiten Gruppen des Bürgertums die wirtschaftliche Neuordnung der Gesellschaft zu schaffen und gleichzeitig die Neuordnung der Völkerwelt mitzubereiten, die auch da den Kampf ausschalten sollte.

Die ganze sittliche Größe dieser Tat wird erst dem klar, der nicht nur auf die Führer sieht, sondern erkennt, was der Masse der Arbeiterschaft auf diesem Wege zugemutet wurde. Der großen Masse der Arbeiterschaft wurde zugemutet, daß sie auf sehr viele hochgespannte Hoffnungen nach der Revolution verzichtete, still und schwerbelastet ihre Arbeit tat, sich wieder zurückdrängen ließ in eine wenig geachtete Stellung in Staat und Wirtschaft. Man mußte weniger großen und weniger opferbereiten Parteien die Führung überlassen. Mächtige Privilegien des Besitzes und der Bildung blieben unangetastet. Alles, weil man zunächst Demokratie, Friedenspolitik, Verständigung der Klassen und der Völker wollte und suchte und darüber hinaus erst das letzte Ziel der Befreiung der Arbeiterklasse. Es liegt eine ethische Größe darin, die nicht deutlich genug aufgezeigt werden kann, daß die Sozialdemokratie bis heute auf diesem opferbereiten Weg auf das unbedingte Vertrauen und die unbedingte Zuverlässigkeit eines ungeheuren, festgeschlossenen Teils der Massen rechnen kann. Auch jetzt, wo die Opfer, die man der Arbeiterschaft zumutet, ins Uner-

trägliche steigen, stehen diese Massen fest zur „Partei". Und in dieser Zuverlässigkeit liegt vielleicht die einzige Hoffnung, die wir noch haben, auf dem Weg der Demokratie, ohne Bürgerkrieg, die Zukunft zu gestalten.

2. Versagen von Bürgertum und evangelischer Kirche

Sehr bald zeigte es sich, daß die Sozialdemokratie nicht auf eine gleich starke ethische Opferbereitschaft des Bürgertums rechnen konnte. Die sogenannte gebildete Welt in ihrer überwiegenden Mehrzahl, die Masse der führenden Beamtenschaft im Staate, betrieb mehr und mehr eine kurzsichtige, unnationale Politik der Rettung ihrer privilegierten Stellung, ihres Bildungsprivilegs, ihrer durch Examina — nicht ebenso durch Fähigkeit — begründeten Rechte auf die führenden Stellungen im Staate. Von den Universitäten aus, über den Richterstand, über die hohe und niedere Bureaukratie setzte ein Sabotieren der Republik und Demokratie ein, gegen das sich der verantwortungsbewußte, opferbereite kleinere Teil dieser Stände verzweifelt, aber vergeblich zur Wehr setzte. Die aus der kaiserlichen Zeit herüberwirkenden Vorurteile und Gesinnungen waren stärker als die Erfahrungen von Krieg und Revolution.

Mit dieser Mehrheit der „Gebildeten" gingen die Mehrheiten der Kirchen, vor allen Dingen der führenden Kreise im protestantischen Kirchentum und Pfarrstand. Man wird einmal — wenn wirklich unser Volk durch Bürgerkrieg, Faschismus und Bolschewismus gehen muß — der evangelischen Kirche eine entscheidende Rolle bei diesem Schicksal zuschreiben müssen. In ihr, die in erster Linie berufen gewesen wäre, die Stimme des Evangeliums des Friedens und der Verantwortung des Einen für den Andern zu erheben, hat ein entscheidender Teil das Seine getan, in den privilegierten Klassen die nationalistische Gesinnung gegenüber der Völkergemeinschaft und die Gesinnung leidenschaftlicher Verblendung gegenüber den Ansprüchen der Massen auf Menschenwürde und menschliches Lebensschicksal zu erhalten. Diese Blindheit des Bürgertums gegenüber dem heraufsteigenden Schicksal und den uns gestellten Aufgaben wäre nicht möglich gewesen, wenn seine Pfarrer, seine Kirchenbehörden Träger des Geistes aufmerksamen Nachdenkens über Aufgabe und Verantwortung gewesen wären.

So ist es dahin gekommen, daß die Sozialdemokratie einsamer und einsamer ihrer Aufgabe genügen mußte. Die verständigungsbereiten Kreise des Bürgertums schmolzen zusammen. Der Kampf um die alte Stellung, die alten Privilegien, verstärkt durch Träume von der alten kaiserlichen Machtstellung Deutschlands in der internationalen Politik und Weltwirtschaft, wurde die Leidenschaft der sogenannten „gebildeten" Klasse, die nicht gebildet genug war und ist, um die gänzliche Veränderung der Weltlage in allen diesen Rücksichten zu begreifen.

3. Die Interessenpolitik der Großindustrie

Hinter diesem ganzen Kampf der Privilegierten erhebt sich der Kampf der entscheidenden Schicht der großen Machthaber um ihre Stellung, um die Ausdehnung ihrer Herrschaft, der Großindustrie.

Die Artikel von Waldemar Zimmermann in der Christlichen Welt (1932, Nr. 3 und 4) beweisen, wie selbstverständlich auch der nachdenkliche und verantwortungsbewußte Teil der deutschen gebildeten Welt völlig unter der Suggestion des Vorrechtes der Wirtschaftsführer steht. Denn nur unter dieser Suggestion kann man so blind sein für die Treulosigkeit der deutschen Industrieführer gegen die Masse ihrer Arbeitnehmer, eine Treulosigkeit, die von 1918 bis jetzt unser Wirtschaftsleben von Zerrüttung zu Zerrüttung geführt hat und führen mußte und so lange führen muß, als man sie duldet.

Sofort nach der Revolution setzte die Bewegung der Arbeitsgemeinschaft zwischen Unternehmer und Arbeiter ein unter Führung des großen Gewerkschaftlers Legien. O ja, das ging gut — bis das Unternehmertum sich wieder einigermaßen sicher fühlte. Da setzte die Politik der Rücksichtslosigkeit, des Lohndruckes, des Kampfes wieder ein. Es kam Inflation und Ruhrkampf gegen den Willen der Arbeitermassen. Aber dann war die Arbeiterschaft wieder gut genug, um im Ruhrkampf und kurz nach ihm den Aufbau zu tragen; da hieß es wieder „Arbeitsgemeinschaft". Kaum aber war das Unternehmertum wieder gesichert, da hieß es: die Löhne müssen gesenkt werden, denn wir müssen „rationalisieren", um den Existenzkampf mit der fremden Wirtschaft führen zu können. Arbeitsgemeinschaft war nicht mehr nötig. Man handelte ohne die Arbeiter, sparte an den gesenkten Löhnen die Rationalisierung ab, wobei das, was man dem Arbeiter absparte, selbstverständlich Besitz des Unternehmers wurde.

Auch das, was als Subvention aus den Mitteln des deutschen Volkes der Großindustrie zufloß und zufließt, wird zu wesentlichem Teil in Privatbesitz verwandelt. Darf man sich wundern, wenn heute die deutsche Arbeiterschaft empfindet, daß „Arbeitsgemeinschaft" nur bedeute: „Es geht dem Unternehmertum schlecht. Komm Arbeiterschaft und hilf uns in den Sattel, damit wir dich um so energischer bedrücken können!" Und klein und ohnmächtig sind die Kreise des Unternehmertums, die diese Gefahren sehen und solche Verschärfung der Gegensätze hindern wollen. Und gewaltig ist die Suggestionskraft der Leidenschaft des Konkurrenz- und Existenzkampfes, die sie blind macht. So war der Gang vor meinen Augen! Und nichts hat mich so sehr mit völliger Verzweiflung an der Fähigkeit deutschen Unternehmertums zur Leitung der Volkswirtschaft erfüllt wie dieses Schauspiel. Wo die selbstverständlichen Voraussetzungen für Treu und Glauben fehlen, gibt es eben nur den Kampf ums Dasein.

Aehnliche Dinge sind geschehen in der Ausnutzung des Betriebsrätegesetzes, das zum Teil einfach sabotiert wurde. Wie benutzt man die Ungeschultheit des Arbeiters, um das zu erreichen! Wie versucht man alle Möglichkeiten und Notwendigkeiten stärkerer berufsmäßiger Ausbildung zugleich zu einer Zerstörung des Charakters des Arbeiters zu machen. Man spricht von „Werkgemeinschaft" usw. und meint „Unterwürfigkeit". Man spricht von „Pflichtgefühl gegen das Werk" und meint Verrat des Arbeiters an seinem Stand und an dem Zukunftsziel, das ihn ergriffen hat. — Ein Unternehmertum, das einfach kein Verständnis dafür hat, was beim Arbeiter Charakter und Charakterlosigkeit ist, kann nicht mehr Führer für die Zukunft unseres Volkes sein.

Wenn Waldemar Zimmermann darüber Klage führt, daß die sozialistische Einstellung der Arbeiterschaft die vertrauensvolle Zusammenarbeit mit dem Unternehmertum erschwert habe, so zeigt das ebenfalls, wie unmöglich von diesen Voraussetzungen her eine Verständigung ist. Es kann eben doch nur unter der Voraussetzung Zusammenarbeit möglich sein, daß man der Arbeiterschaft das Recht ihrer Haltung und ihrer Zukunftsziele zubilligt. Nur das kann Bedingung der Zusammenarbeit sein, daß Jeder seine Ziele auf dem demokratischen Wege, Keiner sie durch Gewalt durchsetzen will. Denkt man die Uebereinkunft stillschweigend darauf aus, daß der Arbeiter „ja" sagen muß zu den gesellschaftlichen Eigentums- und Machtordnungen, die er als abgrundtiefes Unrecht empfindet, so ist eben kein Zusammenarbeiten möglich.

4. Die Fehler der Wirtschaftsführung

Es ist heute Mode geworden, der Ueberlastung durch die „Sozialpolitik" die Katastrophe der Wirtschaft mit zuzuschreiben. Auch Waldemar Zimmermann folgt hier wieder der Suggestion durch die Wirtschaftsführung. Selbst Herr Krupp von Bohlen hat aber in einer Rede darauf hingewiesen, daß die Wirtschaftsführung nicht nur die Fehler der Andern sehen und bekennen sollte, sondern auch ihre eigenen. Und diese eigenen Fehler sind, daß das deutsche Unternehmertum in einem sinnlosen Wettrennen der Konkurrenz — Jeder wollte dem Andern zuvorkommen in der Neugestaltung der Werke, um rascher, besser produzieren zu können — ungezählte Milliarden in „Rationalisierung", völliger Neugestaltung der Werke zu riesenhaften Produktionsmöglichkeiten angelegt hat.

Kapitalistische Wirtschaft bedeutet, daß man sein Unternehmen ausbaut unter dem Druck heftigsten Konkurrenzkampfes,

d. h. aber im Wettrennen um den eigenen Profit, an dessen Größe die Konkurrenzfähigkeit, also die Existenz hängt. Keiner durfte und konnte daran denken, was eine „Rationalisierung" für die Gesamtwirtschaft bedeute, durch die in einem Werk nach dem andern Tausende und Tausende erwerbslos, kaufunfähig wurden. An diesem Punkt wurde und wird ganz deutlich, daß der Kapitalismus als System nicht mehr fähig ist, eine Fortentwicklung des Wirtschaftslebens zu sichern, die Lebensgrundlage der Massen sein kann. Die Weiterentwicklung der Wirtschaft muß sich planmäßig vollziehen können — oder sie wird sich in unerträglichen Katastrophen vollziehen. Die Planlosigkeit schuf einen Zustand, in dem der Absatz schrumpfte, während die Produktionsmöglichkeiten ins Ungemessene stiegen.

Nun stecken die Milliarden in den Werken, müssen verzinst werden und die Werke können nur zu $^1/_4$—$^1/_3$ ausgenutzt werden. Gleichzeitig nahmen die deutschen Banken Milliardenkredite kurzfristiger Art zu niedrigem Zinsfuß aus dem Auslande auf und legten sie langfristig zu hohem Zinsfuß in deutschen Werken an, eine Geschäftsgebarung, die man noch vor fünf oder gar zehn Jahren als einfach unredliche Geschäftsführung gebrandmarkt hätte. In dem Augenblick, wo das Ausland seine kurzfristigen Kredite zurückzog, standen die deutschen Banken vor dem Bankrott, denn sie konnten ihre langfristigen Ausleihen nicht hereinbekommen. Auch diese Sanierung wurde so vollzogen, daß gewaltige Summen aus den Taschen des deutschen Steuerzahlers in die Verfügungsgewalt derselben Bankgewaltigen überführt wurden, die ihre Banken in diese Lage gebracht hatten. Nur die wurden ausgeschaltet, denen man gerichtlich Unredlichkeit nachweisen konnte.

Ich weiß recht gut, was die Reparationen bedeuteten. Wie sehr sie die Katastrophe mit herbeigeführt haben. Darüber aber sollten wir nicht vergessen, daß auch andere Ursachen wesentlich mit daran schuld sind — an der Spitze die sinnlose Gesamtwirtschaft unseres deutschen Kapitals.

Aber nun haben wir eben unsere Arbeiter zu gut gestellt. Nun müssen wir Erwerbslosenfürsorge, Sozialversicherungen usw. abbauen, damit wir dem Verhängnis wehren können, das jene Wirtschaftsführer schufen und — was das Groteskeste ist — man setzt selbstverständlich voraus, daß die am deutschen Arbeiter eingesparten Summen der Rettung dann nicht unter Kontrolle der Arbeitermassen und ihrer Vertrauensmänner, sondern in Besitz und Kontrolle derselben Wirtschaftsführer stehen werden, die uns in dies Verhängnis hineingeleitet haben.

Kann Irgendjemand glauben, daß wir zu einer gesunden Gestaltung der Wirtschaft kommen können, solange wir so handeln?

Zur Erwerbslosen- und Sozialversicherung aber eines: Wenn man die Gehälter der Beamten antastet, heißt es: „die wohlerworbenen Rechte". Hat aber der Arbeiter auf diese Versicherungen, zu denen er seine Beiträge zahlte, nicht auch seine „wohlerworbenen" Rechte? Kann ein Staat den grandiosen Vertrauensbruch begehen, daß er diese wohlerworbenen Rechte einer Bevölkerungsgruppe kürzt, wenn er nicht gleichzeitig den Andern dasselbe zumutet? Solange die Preissenkungsaktion so weit hinter dem zurückbleibt, was man gleichzeitig den Gehalts-, Lohn- und Versicherungsempfängern zumutet, so lange ist diese Aktion ebenfalls ein Treubruch des Staates an seinen Volksmassen, der sich an ihm ebenso bitter rächen muß, wie der Treubruch der Inflation. Man komme uns nicht mit der verzweifelten Lage der Wirtschaft. Der Wirtschaft, vor allem den kleineren Trägern des Wirtschaftslebens, ist nur zu helfen, wenn sie einsehen, daß für alle gesunde Wirtschaft ein gesunder Käufer notwendig ist. Solange die Wirtschaft ihre Macht dazu benutzt, ihren Käufer zu vernichten, solange kann man kein Mitleid mit ihr haben. Die Großen unter den Trägern der Wirtschaft aber sind imstande, während sie mit allen Tönen unser Mitleid anrufen, sich mit ungezählten Millionen ein eigenes Heer gegen den Staat zu rüsten in Gestalt der Truppen Hitlers. Wir sind zum entscheidenden Punkt der Lage gekommen.

5. Die Verschärfung der Gegensätze

Während die Sozialdemokratie als Vertreterin der großen Masse der Arbeiterschaft innerstaatliche Verständigungspolitik trieb, während sie nach außen Trägerin der Völkerverständigung war, hat das Großkapital den rücksichtslosen Kampf um die Macht gegen Arbeiterschaft und demokratischen Staat organisiert. Das Bürgertum ist mit fliegenden Fahnen ins Lager dieser Kämpfer übergegangen. Die Sozialdemokratie, gestützt nur vom Zentrum und einem ganz kleinen Teil des protestantischen Bürgertums, das dem demokratischen Gedanken die Treue hielt, sieht sich im gefährlichsten Kampf um die Durchführung ihrer politischen Aufgabe, der Neugestaltung der Gesellschaft auf demokratischem Wege.

Und immer noch wirft man ihr vor, daß sie den „Klassenkampf predige". Das hat sie nie getan. Sie hat die Tatsache des Klassenkampfes konstatiert und dem Proletariat zugerufen, daß auch es den Klassenkampf kämpfen müsse, wenn es leben wolle. Sie hat konstatiert, daß die heutige Gesellschaft eine Gesellschaft ist, deren ordnendes Prinzip der Kampf Aller gegen Alle ist, der Konkurrenzkampf der Unternehmen, der Klassenkampf der Klassen. Sie hat in dieser Erkenntnis 1918 ganz klar und sicher den Weg gesucht, diesen Kampf mit Hilfe des demokratischen Ausgleichs auszufechten, ihm ein Sicherheitsventil durch den Staat zu schaffen. In diesem Augenblick aber beweist das Bürgertum, daß Karl Marx richtig sah, wenn er feststellte, daß nie eine besitzende Schicht auf friedlichem Weg ihre Privilegien hergeben wird. Die, die so leidenschaftlich den Marxismus bekämpfen, schaffen ihm Recht, indem sie gegen die Demokratie zur Gewalt greifen.

Wundern wir uns, daß auf der andern Seite diese Meinung von Karl Marx wieder an Anhängern gewinnt? Daß aus den Massen in ihrer Not und Verzweiflung immer mehr Menschen zum Kommunismus übergehen? Sie glauben immer deutlicher zu sehen, daß nur der entschlossene, gewaltsame Kampf, nur die Diktatur, die den kapitalistischen Machthabern die Verfügung über ihre rücksichtslos mißbrauchten Machtmittel nimmt, der Masse ihre Lebensmöglichkeit geben und sichern kann. Hinter ihnen steht das Riesenbeispiel Rußlands, das man wohl versuchen kann mit Worten zu verdunkeln, dessen leuchtende, überzeugende Tatsächlichkeit man aber den Massen nicht aus ihrer Wirklichkeit wegstreichen kann. Nicht wegstreichen kann man es, daß ein faschistischer Versuch, einen Gewaltkapitalismus aufzurichten, in einem Deutschland, das so nahe an Rußlands Grenzen liegt, Wahnsinn ist, ein Wahnsinn, der nur möglich ist da, wo Kapitalführer möglich sind, die so führen, wie ich es oben für diese Jahre seit 1918 gezeichnet habe. Welcher sehende Mensch kann sich eigentlich die Größe der Katastrophe verhüllen, die so kommen muß, selbst wenn das faschistische Experiment für kurze Zeit gelingen sollte?

6. Kulturpolitische Fehler der Sozialdemokratie

Aber waren es wirklich nur die Fehler der Andern, die dazu führten, daß der große Versuch der Demokratie in Deutschland so schwer gefährdet ist? Nein. Es liegen auch ganz entscheidende Fehler der Sozialdemokratie selbst vor, Fehler, die allerdings weniger „Fehler" als Tragik der aufsteigenden Bewegung von Volksmassen sind, denen die gebildete Schicht ihres Volkes den Dienst verweigert. Ganz ohne Zweifel hat die Sozialdemokratie eine ganze Reihe bedeutender Staatsmänner hervorgebracht, an ihrer Spitze Braun und Severing. Aber sie hat nicht verstanden, das Ethos ihrer Friedenspolitik so klar, entscheidend und zwingend vor sich selbst und vor den Andern herauszustellen, daß sie imstande gewesen wäre, in ganz klarer Sicherheit ihren Weg zu gehen, diejenigen Kreise des Bürgertums, die für sie zu haben waren, wirklich ethisch zu packen und zu überzeugen und auch der großen Masse eine ethische Klarheit des Weges zu geben. Ganz ohne Zweifel wäre es möglich gewesen, eine entscheidendere Zahl bürgerlicher Menschen ethisch an die Politik der Sozialdemokratie zu fesseln, wenn man die Bedeutung dieser Arbeit gesehen und nicht der Rückständigkeit eines Freidenkertums

von 1870 die Darstellung „sozialistischer Gesinnung und Kultur" fast allein überlassen hätte. Selbstverständlich muß anerkannt werden, welch starker ethischer Wille in vielen „Freidenkern" lebte und lebt. Es muß ihre sozialistische Arbeitskraft und Begeisterung anerkannt werden. Wir müssen auch deutlich sehen, daß die Arbeitermassen gegenüber der Haltung der Kirchen in solche Haltung gedrängt wurden. Es muß gesehen werden, daß die früher von den Bildungsmitteln ausgeschlossene Schicht notwendigerweise die geistige Bewegung, die das Bürgertum 1870—1900 durchlebte, eben nun erst durchlebt und überwindet. Aber es bleibt die Tatsache bestehen, daß die mit solcher politischer Energie und ökonomischer Erkenntnis in Angriff genommene Arbeit des Sozialismus geistig, ethisch nicht mit solcher Klarheit und durchdringender Kraft vor die Oeffentlichkeit gestellt wurde, wie es nötig gewesen wäre, um in den ernsthafteren Kreisen des Bürgertums, der „Intellektuellen", werbende Kraft zu entfalten, die ererbten Vorstellungen, ethischen Einstellungen und religiösen Bindungen zum Mitanfassen der neuen Aufgaben neu zu gestalten.

Die Tatsache, daß die Sozialdemokratie in Preußen einen Mann von großer geistiger Bedeutung und religiöser Ernsthaftigkeit in das Amt des Volksbildungsministers emporgetragen hat, konnte bis jetzt nicht die Wirkung zeitigen, die sie zeitigen müßte. Nicht nur, daß die Vorurteile im bürgerlichen Lager schon zu sehr gefestigt sind, die Wirkungsmöglichkeiten sind für diesen Minister mitten in der Katastrophe, in der Abhängigkeit vom Zentrum so begrenzt, daß sein Wirken die Deutlichkeit nicht gewinnen kann, die nötig wäre, vergangene Fehler gutzumachen, Mißtrauen zu überwinden. Man hat den Eindruck, daß man weithin gar nicht mehr fähig ist, das anzuerkennen, was in so schwerer Lage tatsächlich geleistet wird.

Ob allerdings diese Einstellung überhaupt zu überwinden gewesen wäre, wenn man früher die entscheidende Wichtigkeit dieser Arbeit gesehen hätte, ist fraglich. Aber das ist doch auch die Tragik der aufsteigenden Bewegung eines Proletariats, das sich klares Verständnis für die Kulturwerte und ihre Eigenart erst erringen muß.

Dieselbe Tragik ist es, wenn man in „Menschenkenntnis" so vielfach fehlte. Die aus dem Bürgertum, die äußerlich herzudrängten, um der Karriere willen, wurden allzuoft nicht unterschieden von denen, die aus wirklichem inneren Verantwortungsgefühl zum Sozialismus kamen. Die Zahl derer, die den Sozialismus diskreditierten, nachdem sie in Stellungen waren, die ihn verrieten, sobald die Schwierigkeiten kamen, war und ist nicht gering. Diese Tragik wird der um so stärker empfinden, der auf der einen Seite die Opfer sieht, die die Arbeitermassen für diese Sache bringen, der auf der andern Seite das Lebensopfer von Führern sieht, die sich um einer unendlich schweren politischen Lebensaufgabe willen opfern. Aber der gedankenlose — und vielleicht schon voreingenommene — Bürger weist schadenfroh auf den Versager hin und reißt andere Gedankenlose mit. Dieses Versagen der Menschenkenntnis hat es doch wohl auch bewirkt, daß die hohe Bureaukratie in der Republik eine nicht weniger gefährliche Rolle spielen kann als in der Monarchie. Immer weniger fühlt sie sich als Hilfe und Werkzeug und Berater des vom Volk gestellten Ministers, immer mehr als dessen Herr und Führer. Das ist eine andere Gefahr für die Demokratie, die nicht unterschätzt werden darf.

7. Anpassen der Sozialdemokratie an bürgerliche „Ideologie"

Aber das Gefährlichste war, daß in dieser mangelnden geistigen Durcharbeitung der großen ethischen Aufgabe, die man übernommen hatte, die innere Sicherheit der Führenden selbst litt. Es war ja eine unendlich gefährliche Sache, als Vertreter der Arbeitermassen mit den Vertretern der Unternehmermacht friedlich in Regierungen zusammenzuarbeiten, als Vertreter sozialistischer Ziele mit den kapitalistisch und individualistisch Denkenden zu regieren, als Vertreter internationaler Gesinnung nationale Selbsterhaltungspolitik zu treiben. Man hat hier nicht immer die klare Grenze gefunden, bis zu der man im Kompromiß gehen kann. Man hat z. B. gegenüber der „nationalen" Politik und Phrase sich viel zu sehr in ein Betonen und Vertreten des „wir sind auch national" hineintreiben lassen, statt ganz fest und klar darauf zu stehen: „international sozialistisch — das ist in dieser Weltperiode die einzige Möglichkeit, die Völker als kraftvolle Faktoren der Zukunft zu erhalten; aller Nationalismus und alle nationalistische Politik mordet die Völker für wirtschaftliche Interessen". — In der Stellung zur Wehrmacht und ihrem Ausbau, zum Wanken der Verständigungspolitik nach Rathenaus Ermordung und wieder nach Stresemanns Tod hat sich diese Unklarheit gezeigt.

Zum letzten Mal ist sie verhängnisvoll geworden, als Hermann Müller den Panzerkreuzer bewilligte, um, wie er glaubte, die Verständigungspolitik dadurch zu sichern, tatsächlich aber — gegen den klaren Instinkt der Masse — die Sozialdemokratie in die Lage steuerte, in der sie zwangsmäßig weitergedrückt wurde bis zur heutigen Situation.

Während man hier sich unter rein bürgerliche Ideen und „nationale" Instinkte beugte, ließ man sich gleichzeitig in einen Gegensatz zum Kommunismus drängen, der immer schroffere Formen annahm und durch die wachsende verhängnisvolle Spaltung das Proletariat dem Bürgertum gegenüber schwächte. Ganz gewiß ist hier die kommunistische Politik wesentlich mit schuld. Es wäre ihr gegenüber nicht leicht gewesen, einen andern Weg zu gehen. Aber eine ganz klare Führung hätte ihn gehen müssen, hätte viel deutlicher, als es geschehen ist, den Sozialismus als Ziel aller demokratischen Politik proklamiert, nicht nur abstrakt, sondern dadurch, daß man ein klares Programm entwickelte, wie man durch Demokratie zum Sozialismus kommen will. Man hätte durch den Ton des Kampfes sowohl dem Kommunisten, wie dem Kapitalisten deutlich gemacht, daß die Möglichkeit einer Einheitsfront des Proletariats gegen kapitalistische Gewalt immer noch existiert. Vielleicht wäre man im kapitalistischen Lager doch nicht ganz so übermütig, wenn man diese Möglichkeit deutlicher sähe.

Viel zu stark hat sich die Sozialdemokratie unter dem Druck der außenpolitischen Lage dazu zwingen lassen, innenpolitisch unmögliche Dinge zu ertragen, um die Front für die Verständigungspolitik nach Außen zu erhalten. So ist das möglich geworden, daß die Opposition gegen die Wirtschaftsführung nicht von der Sozialdemokratie aufgefangen wurde und wird, sondern von diesen Wirtschaftsführern selbst. Durch Hitlers geschickte Agitation haben sie es verstanden, die Schuld an der wirtschaftlichen Katastrophe denen aufzubürden, die in schwerster Verantwortung um eine Politik kämpften, die das verhindern sollte, was nun gekommen ist. Ich habe oben ausgeführt, wie außerordentlich hoch ich diese Haltung der Sozialdemokratie und ihrer Führer einschätze. So darf ich es auch aussprechen, daß ihnen auch an einigen wichtigen Punkten das Augenmaß für die Möglichkeit des Kompromisses gefehlt hat, den sie mit dem Bürgertum schließen mußten. Daß die Sozialdemokratie besonders im Reich in ihrem Verständigungswillen zu weit ging, sollte ihr aber nicht gerade von bürgerlichen Kreisen vorgeworfen werden. Daß man ihr gerade daraus einen Strick zu drehen versucht, vermehrt nicht die Achtung, die man vor der politischen Redlichkeit und dem wirtschaftlichen und politischen Weitblick drüben empfindet. Man kann so vielleicht die Sozialdemokratie zersetzen, vorübergehend zugunsten Hitlers, dauernd nur zugunsten des Gedankens der Diktatur des Proletariats.

8. Die gegenwärtige Aufgabe

Wenn ich hier ganz offen das ausspreche, was mir an der Politik der Sozialdemokratie in diesen Jahren falsch scheint, so ändert das nichts an der Tatsache, daß die Sozialdemokratie und der Teil des Zentrums, der zuverlässig republikanisch und sozial ist, heute die letzte Hoffnung darstellen, den Bürgerkrieg zu vermeiden und eine Ordnung der Gesellschaft herbeizuführen, die unser Volk lebensfähig erhält und nicht direkt in den Uebergang zum Bolschewismus durchs Chaos oder auf den Weg Faschismus—Chaos—Bolschewismus führt. Daß es so

steht, sollte ja Jedem sehr deutlich sein, der die Dinge aufmerksam beobachtet.

Es ist aber auch sehr deutlich, wie gewaltig der Einfluß der Sozialdemokratie auf große Massen immer noch ist. Der Aufmarsch der Eisernen Front ist etwas ganz Großes, Erschütterndes. Man vergesse darüber allerdings nicht, welche Versammlungen gleichzeitig die Kommunistische Partei füllen kann. Je mehr man sie in die Illegalität treibt durch Verfolgung von oben, desto größer wird ihre Macht und die Gefahr, die sie darstellt. Deshalb sollte es der Sozialdemokratie klar sein: einen Rückweg hinter den Faschismus gibt es nicht. Das heißt, die Tatsache, daß das Kapital und das sehr anständig gesinnte Bürgertum bereit war und bereit ist, um seiner finanziellen und sonstigen Standesinteressen willen, den Staat, die Verfassung zu vernichten, kann nicht wieder übersehen werden. Daraus folgt: Sicherung des Staates gibt es nur, wenn dieser gewissenlosen Interessenpolitik die Macht, solche Mittel zu schaffen, endgültig entzogen wird, d. h. Kontrollierung der Banken und Großunternehmen durch die Masse des Volkes. Nur wenn die Sozialdemokratie mit Imbusch und Andern diese Forderung vertritt und durchführt, wird sie dem Staat die Sicherheit schaffen, um derentwillen die Eiserne Front gegründet ist, wird sie das Wiedereinbrechen solcher Vorgänge vermeiden, wird sie die Massen in ihrer Einflußsphäre halten können. Nur so auch wird sie die Ueberwindung der Krise anbahnen können. Denn die Krise ist ja Krise der Planlosigkeit der Wirtschaft und kann nur überwunden werden, wenn wir die Voraussetzungen einer Planwirtschaft schaffen und diese durchführen. Welche ungeheuren Schwierigkeiten auf diesem Wege liegen, sehe ich wohl, nach innen und außen sind sie da. Nur eine Sozialdemokratie, die energischer als bisher ihre geistige Klärung vollzieht, wird diesen Weg gehen können.

Sie wird alle kulturellen Möglichkeiten mit einspannen müssen. Volkserziehung, Kulturpolitik werden entscheidend gefördert werden müssen. Auch hier wird einer der Punkte sein, wo sie ihre geistige Macht zeigen muß und alle jene zurückdrängt, die in der „gebildeten" Welt, in der Bureaukratie ein Herabschauen auf das „Volk" vertreten. Für uns ist das Volk nicht Mittel, sondern tragende Kraft in der Neuordnung der Gesellschaft.

Utopien? — Drüben steht Rußland! — Das ist das Einzige, was ich dazu zu sagen habe. Entweder es gelingt der Sozialdemokratie, ihre große Aufgabe durchzuführen, die Ueberwindung der politischen und wirtschaftlichen Krise zu schaffen durch Demokratie, durch Volkswillen und Volksmacht, oder die Lösung wird ohne unser Gewissen und unsern verantwortungsstarken Willen vom Schicksal gegeben werden im Zusammenbruch der Gesellschaft, in Chaos, Bürgerkrieg und — wenn wir durchgemacht haben, was Rußland 1917 bis 1921 durchmachte — in langsamem Aufstieg zu dem, was es heute ist. Vielleicht auch, wenn der Wahnsinn unserer Kriegsbegeisterten seinen Willen bekommt, dazwischen noch die Auseinandersetzung Rußlands und der kapitalistischen Welt auf unserm Boden.

Utopie? Entweder schaffen wir durch die Macht des Volkes, die da ist, bewundernswert stark und verantwortungsbereit da ist, die Ordnung gegen die, die heute alle Ordnung zugunsten ihrer Profite zerstören wollen — oder — nun ja — oder wir gehen den Weg durchs Chaos.

Kiel Emil Fuchs

Vom römischen Katholizismus der Gegenwart

1. Vatikan und Italien

Vom Tage der ungewöhnlichen Veröffentlichung der Enzyklika „Non abbiamo bisogno" (4. Juli 1931; CW 1931, Sp. 687 ff.) bis zum Besuch Mussolinis im Vatikan am 11. Februar 1932, dem dritten Jahrestag des Abschlusses der Lateranverträge, der mit dem zehnten Jahrestag der Thronbesteigung Papst Pius XI. (12. Februar) fast zusammenfiel, ist viel Wasser den Tiber hinabgeflossen. Fast ebenso unermeßlich muß der Fluß der inoffiziellen und offiziösen und förmlichen Unterredungen gewesen sein, die in dieser Zeit zwischen den Vermittlern und Vertretern beider streitenden Parteien stattfanden und schließlich doch zur Zusammenkunft von Duce und Papst führten, obwohl mehr als einmal die Brücke zwischen Petersplatz und Piazza di Venezia zusammenzustürzen drohte. Wenn es nicht dazu kam, so wird der rückblickende Historiker in erster Linie die maßvolle Haltung in Ansatz zu bringen haben, mit der die Führung des Faschismus auf den Angriff vom 4. Juli antwortete (CW 1931, Sp. 729 f.). Daß die Kündigung des Konkordats in leitenden Kreisen des Faschismus ernsthaft erwogen wurde, ist mir inzwischen von kundiger Seite bestätigt worden. Da man aber gleichzeitig der religiösen Kräfte zur Aufrechterhaltung der Autorität nicht entbehren wollte, wurde selbst an die Schaffung einer Nationalkirche gedacht, wovon aber Arnaldo Mussolini energisch unter Hinweis auf die ungünstigen Erfahrungen aus der Geschichte abgeraten haben soll. Es ist ferner eine Tatsache, daß in den kritischen Julitagen bei einem der evangelischen Pfarrer Roms ein faschistischer Abgeordneter erschien und nach einer guten, eventuell in Massen zu verbreitenden Luther-Biographie in italienischer Sprache fragte. Solche Erwägungen, die natürlich auf der Gegenseite nicht unbekannt blieben, haben vielleicht mitbedingt, daß die Angriffe gegen den Protestantismus und gegen seine reformatorischen Führer (gegen die „barbari del settentrione"), wie ich und andere evangelische Romfahrer im September und Oktober feststellen konnten, in den Marienandachten, sowie in Diözesan- und Parochialblättchen ein unerhörtes Maß annahmen.

Die kritische Weltlage in Wirtschaft und Politik und die inneritalienischen Schwierigkeiten, die drastisch durch das Verbot der Selbstmordnachrichten in der Presse gekennzeichnet werden, haben die radikalen Stimmen in der Behandlung der Konkordatsfrage zum Schweigen gebracht, um so mehr als auch auf vatikanischer Seite der Wille zum Einlenken ersichtlich wurde. Auf den Papst, der am 3. Juli zum Weitesten zu gehen bereit war, muß Eindruck gemacht haben: 1. der Zwiespalt, der sich über dieser Frage im Kardinalskollegium selbst offenbarte und von dessen Tiefe in Rom mehr oder weniger glaubhafte Einzelheiten zu hören waren; und 2. die Grenze kanonischen Machtgebots, die mit dem Prozessionsverbot (CW 1931, Sp. 643) im italienischen Volkstum erreicht worden war. Was ist der italienische Katholizismus ohne Prozessionen! So mußte das Verbot sehr bald eingeschränkt werden, zunächst für die südlichen Provinzen, deren Bewohner angeblich am Konflikt weniger beteiligt waren. Aber auch die großangelegten Feiern um das Jahrhundertgedächtnis des heiligen Antonius von Padua konnten doch nicht einfach ohne kirchliche Mitwirkung vor sich gehen. (Sie ist jetzt nachgeholt worden durch Ausdehnung des Antoniusjahrs bis zum Oktober 1932. Vom 1. Mai bis 1. Juli weilt Kardinal Lega als päpstlicher Legat in Padua.) Schließlich mußte der Papst in Rom selbst erleben, daß einzelne Prozessionen ohne priesterliche Führung über den Petersplatz zogen und für die Wendung des Sinns bei den kämpfenden Führern von Kirche und Staat beteten. Man stieß also, wie seinerzeit schon in Mexiko, an die Unmöglichkeit, eine Art von Interdikt in der Gegenwart „integral" durchzuführen. Zudem war der einfache Klerus, der sich weithin mit den faschistischen Lokalbehörden in nationalem Wetteifer eingelassen hatte, völlig in Unruhe gebracht worden.

So setzten sich gegenüber den kirchlich intransigenten Ratgebern in der nächsten Umgebung des Papstes, als welche insbesondere der von der Faschistenpresse bestgehaßte Unterstaatssekretär Pizzardo und die von Pius XI. selbst ernannten Kardinäle Marchetti-Selvaggiani, der Generalvikar von Rom, der Karmeliter Rossi und namentlich der frühere Nuntius und kirchliche Eiferer Cerretti genannt werden, besonnenere Elemente innerhalb und außerhalb des Kardinalskollegiums durch. An dem gefundenen Ausgleich war stark beteiligt der frühere Staatssekretär Gasparri, der von einzelnen Blättern (z. B. der Gazzetta di Venezia) als „das beste Pferd im Stall" gerühmt wurde, der schon manche verfahrene Situation eingerenkt habe. Außerdem sollen als Zwischenhändler eifrig tätig gewesen sein die „im Verhandeln sehr geschickten Geistlichen und aufrichtigen Freunde des Regimes", P. Tacchi Venturi S. J., der als der Verfasser der mehrbändigen Geschichte der Gesellschaft Jesu in Italien bekannt ist, und der Generalprokurator der Salesianer, P. Tomasetti. Korrespondenzen aus dem Vatikan (vgl. KVZ 1931, Nr. 456) glauben „die beispielgebende Harmonie der Zusammenarbeit zwischen Pius XI., dem Kardinalstaatssekretär Pacelli und den Unterstaatssekretären Erzbischof Pizzardo und Ottaviani" besonders betonen zu müssen. Man wird ein wenig an Mommsens Liviuskritik erinnert, daß da, wo die ganz besondere Einmütigkeit und Tugend des Senats in tönenden Worten ge-

rühmt wird, es auch ganz besonders hart auf hart gegangen sein müsse. Pacelli hat nach italienischen Nachrichten, die auch der Vatikankorrespondent der Kölnischen Volkszeitung als „wochenlang betriebenes Manöver" erwähnt, mehr als einmal den Rücktritt vom Staatssekretariat erbeten; man konnte hören, daß der erzbischöfliche Sitz von Florenz für ihn freigehalten werde.

Neben Kardinal Gasparri, der nach Notizen in faschistischen Blättern eine Unterredung mit dem Könige von Italien gehabt hat, soll Francesco Pacelli, der bekannte Generalrat des Vatikanstaats und Vertrauensmann der Kurie bei den Vorverhandlungen der Lateranverträge, mit dem italienischen Bevollmächtigten, dem Senatspräsidenten Federzoni, der dem royalistischen Flügel der national-faschistischen Partei angehört, die Vorverhandlungen geführt haben, die dann Anfang September zu einer Verständigung führten.

Das neue Abkommen (Accordo) zwischen dem Heiligen Stuhl und der italienischen Regierung über die katholische Aktion in Italien vom 2. September 1931 (Oss. Rom. 3. Sept.; Eccles. 1931, Nr. 37) hat nur drei Bestimmungen: 1. Die katholische Aktion in Italien wird den Bischöfen unterstellt, die für die weltlichen und kirchlichen Führer verantwortlich sind und keine das Regime bekämpfende Persönlichkeiten (d. h. ehemalige Popolari) bestellen dürfen. Die Aktion hat sich entsprechend ihren religiösen Zielen von allem, was „eigentlich und traditionell" Politik ist, fernzuhalten. Zum Zeichen der Neutralität gebrauchen die Ortsvereine der katholischen Aktion die Nationalfahne. 2. Auch mit Aufgaben gewerkschaftlicher Art hat die katholische Aktion sich in keiner Weise zu befassen; ihre Berufsvereinigungen dürfen nur zu religiösen Zwecken bestehen und haben sonst mit Hilfe ihres katholischen Grundcharakters dazu beizutragen, daß die staatlichen Gewerkschaften ihren Zielen der Zusammenarbeit unter den Klassen und sozialen Organisationen entsprechen. 3. Als „Jugendvereinigung der katholischen Aktion" können die Jugendzirkel mit rein religiösen Zwecken und entsprechenden Abzeichen unter der nationalen Fahne weiterbestehen. Sie haben sich jeder Betätigung sportlicher und athletischer Art zu enthalten. Ihre Zusammenkünfte dürfen nur der Erholung und der Erziehung auf der Grundlage der Religion dienen.

Den Ansprachen des Papstes an ihn besuchende Pilgerzüge unmittelbar nach Abschluß des Abkommens ist zu entnehmen, daß er dies als „ein Herausheben aus einer so großen Heimsuchung", ja als „eine besonders glückliche Wendung der Dinge" (una cosi felice conversione di cose) empfunden hat. Einer Gruppe des italienischen Frauenbundes der katholischen Aktion, die vor der Wallfahrt nach Lourdes vom Papste sich segnen ließ, wurde eröffnet, daß „die Dinge ausgerechnet im Lichte des Festes der Verherrlichung, der Aufnahme Marias in den Himmel (d. h. am 15. August) sich in gutem Sinne entscheidend zu wenden begonnen haben" (Oss. Rom. 16. Sept., Nr. 215; vgl. auch Nr. 208; Eccl. Nr. 44, S. 420).

In der katholischen Presse außerhalb Italiens ist die Genugtuung über das Septemberabkommen wesentlich zurückhaltender (vgl. Eccl. Nr. 39), obwohl aus dem Vatikan offenbar Richtlinien für die Beurteilung in dem Sinne ausgegeben waren, daß 1. zwar Konzessionen bis an die Grenze des Opfers gemacht worden seien; aber 2. nichts Grundsätzliches, namentlich hinsichtlich der beiden Enzykliken über die christliche Erziehung (CW 1931, Sp. 384 ff.) und über die soziale Aktion (Quadragesimo anno) preisgegeben worden sei. Im allgemeinen war die Losung ausgegeben worden abzuwarten: „Das weiße Mäuschen, das aus den schweren Wehen des Konflikts zwischen Vatikan und Faschismus zum Vorschein gekommen ist, soll seinen Charakter erst im Verlaufe der Zeit und in Praxis offenbaren können" (Amsterdamer „Tijd" vom 6. Sept.). „Die ganze Welt war außerordentlich überrascht (extrêmement surpris), als sie die Bedingungen des Septemberabkommens las. Man war mit Grund überrascht, daß ihre Annahme durch den Heiligen Vater derweise erfolgen konnte." „Man kann sich des Gedankens nicht erwehren, daß die vom Heiligen Stuhl zugestandenen Konzessionen keine definitiven sind" („Pays" vom 15. Sept.). „Es ist klar, daß im allgemeinen der Vatikan sich mit einem derartigen Status als einem minus malum zufriedenstellte. In den meisten Ländern der Welt ist der Katholizismus in eine ähnliche Lage (der praktischen Einschränkung seiner theoretischen Grundsätze) versetzt" („Courrier de Genève" 4. Sept.). Desto uneingeschränkter ist die Befriedigung in der faschistischen Presse Italiens, während die katholische Presse in Italien nachzuweisen sich bemühte, daß das Abkommen dem von jeher betonten unpolitischen und rein religiösen Charakter der katholischen Aktion durchaus entspreche und als ein Friedensdokument mit tiefer Freude begrüßt werden könne.

Unsere Beurteilung des Septemberabkommens wird davon auszugehen haben, daß der Papst in der Tat ganz bedeutende Zugeständnisse machen mußte. Namentlich beim zweiten Punkt, der für die Berufsvereine der katholischen Aktion alle soziale und wirtschaftliche Betätigung ausschließt, muß man sich an das seltsame „Jubiläum" der Bulle Rerum novarum als einen Ausgangspunkt der verschärften Lage zwischen Regierung und Kurie zurückerinnern. Wo in aller Welt ist es sonst üblich, das vierzigste Jahresgedächtnis einer Sache mit solcher Feierlichkeit zu gestalten, wie es durch die Enzyklika Quadragesimo anno (wir kommen noch einmal auf sie zurück) und durch die etwas künstliche Herbeiholung von Arbeitgeber- und Arbeitnehmerorganisationen aus allen katholischen Ländern, sowie durch die Bildung einer internationalen Organisation der katholischen Unternehmervereinigungen (CW 1931, Sp. 641) geschehen war? Das hatte doch nur den Sinn, den Faschismus mit dem Beispiel aus anderen Ländern zur Anerkennung katholischer Sozialorganisationen moralisch zu nötigen! Das ist nicht erreicht worden. Aber erreicht wurde:

1. das Fortbestehen der katholischen Aktion überhaupt. Wenn auch auf jegliche nichtreligiöse Betätigung verzichtet ist (nach außen wenigstens, denn wo ist da beim Katholizismus die Grenze?) und wenn auch das organisatorisch so zum Ausdruck kommt, daß die Diözese mit dem Bischof an der Spitze der Einheitspunkt der Aktion sein soll, so besteht doch nun auch in Zukunft in allen Diözesen eine katholische Laienorganisation, die, wenn einmal der Faschismus seine Dämmerung erleben sollte, eben da ist und sich unschwer für das ganze Land wird zusammenschließen lassen. Die integralen Kreise im höheren Klerus, die auf das Ende des faschistischen Regimes spekulieren, können also mit dem Fortbestehen der katholischen Aktion und der Konzentrierung ihrer religiösen Erziehungsaufgabe zufrieden sein.

2. Es ist weiterhin erreicht worden das Fortbestehen des Konkordats, dessen Sinn eben für den Papst und seine Umgebung „das katholische Italien" ist. Wenn da auch manche Enttäuschung hingenommen werden mußte, z. B. bezüglich der durch Mussolinis religiöse Toleranz vereitelten Hoffnung, daß alle „ketzerische" Propaganda polizeilich zu unterdrücken sei, so wurden doch mit dem Konkordat für das kirchliche Leben in Italien zwei Möglichkeiten von weitestem Ausmaß erzielt, nämlich: a) der Religionsunterricht in allen Schulen; und b) die kirchliche Neuordnung Roms. Immer deutlicher stellt es sich heraus, daß die „nationale" Lösung der römischen Frage, die von Pius XI. in den Lateranverträgen eingeschlagen wurde (an Stelle einer „internationalen Garantie", wie sie z. B. Gasparri vorschwebte und etwa bei einer Veränderung des faschistischen Regimes hätte erwartet werden können) ihren eigentlichen Sinn in der möglichst baldigen Rückgewinnung der staatlichen Schule für den katholischen Religionsunterricht hatte. Landauf und landab und zuvörderst in Rom fanden im September vorigen Jahres Schulungskurse für Religionslehrer statt. Es weht eine Hoffnung durch diese Arbeit, Italien von der Jugend her wieder ganz und sicher katholisch zu machen. Nicht nur daß die Spekulanten auf die Baisse des Faschismus in der katholischen Aktion die siegreiche Partei der katholischen Zukunft für Italien vorbereiten wollten, sondern weil es höchste Zeit war, der religiösen Unwissenheit zu steuern, die durch den Ausfall jeglichen Religionsunterrichts seit 60 Jahren über das Volk sich gelegt hatte. Die Leute gehen in Massen in die Messe (man beobachte am Sonntag zwischen 10 und 1 Uhr die Tausende aus der höchsten Gesellschaft in Sta. Maria degli Angeli in den Thermen unmittelbar beim Bahnhof), aber sie wissen nicht dem Handeln des Priesters zu folgen. Hiergegen garantiert das Konkordat eine Besserung. Ebenso wichtig und unaufschiebbar erschien die Reform der unhaltbaren parochialen Verhältnisse in den Großstädten, namentlich in Rom, an denen seit 1870 nichts Wesentliches geändert werden konnte. Wo gibt es sonst in Europa oder auch außerhalb Europas eine Großstadt, in der in den letzten 60 Jahren (d. h. seit dem ungelösten Konflikt zwischen Staat und Kirche) keine grundsätzliche Neugestaltung des parochialen Systems stattgefunden hätte! Abgesehen von den überall ähnlichen Verhältnissen der großstädtischen Entwicklung (Entleerung der City, in der die Hauptkirchen dichtgedrängt seit altersher nebeneinander stehen; Herausbildung

von proletarischen Massenquartieren und weit auseinander gezogenen Villenvierteln an den Peripherien) sind die Schwierigkeiten in der Stadt und Diözese des Papstes ganz besondere: Von den 67 Pfarrkirchen sind über die Hälfte von Klöstern verwaltet (denn jeder namhafte Orden hat das Recht auf eine Pfarrei in Rom). Außerdem gibt es über 400 Kapellen und Sankt uarien, die im Lauf der Jahrhunderte mit besonderen Privilegien und Rechten von den ihnen jeweils wohlwollenden Päpsten ausgestattet worden sind. In diesen parochialen Wirrwarr nach dem heutigen Bedürfnis ordnend einzugreifen, einzelne Pfarreien im Innern der Stadt aufzuheben, andere neu zu umschreiben oder auch neu zu schaffen, alte Privilegien auf ihr berechtigtes Mindestmaß zu bescheiden — zu all dem sind jetzt seit dem Frieden mit dem Papst leichtere Möglichkeiten gegeben, während man bisher die von den Interessenten bis vor die Gerichte gehende Veröffentlichung der Konfliktstoffe zu vermeiden suchte. Pius XI. hat in einer apostolischen Konstitution vom 10. Januar 1932 (Acta Apost. Sedes 1932 S. 18 ff.) eine allgemeine Pastoralvisitation in Rom angeordnet und den ihm sehr vertrauten Generalvikar, der für den Papst die Geschäfte des Bischofs von Rom besorgt, Kardinal Marchetti-Selvaggiani, in einem inhaltreichen Begleitschreiben (Act. Apost. Sedis 1932 S. 20—24) mit außerordentlichen Vollmachten zur Durchführung dieser Visitation beauftragt.

3. Die weitere unmittelbare Folge des Septemberabkommens ist die, daß die Partner des Konkordats sich gefunden haben in ihrer Jugend. Die Vernunftehe vermag herzlichere Formen anzunehmen im Verkehr der beiderseitigen Kinder. Nicht mehr können katholische Jugendorganisation und Balilla miteinander rivalisieren, denn die Glieder der ersteren haben der letzteren anzugehören. Unter der Nationalflagge sammelt sich auch die Jungmannschaft der katholischen Aktion. Das geht bis zu den Zöglingen der von den Orden unterhaltenen privaten Erziehungsanstalten. Am 1. Februar hat der Armeebischof Bartolomasi an alle Bischöfe Italiens ein Rundschreiben erlassen, das die Einschreibung dieser Schüler der geistlichen Privatschulen in die Balilla regelt. Diese Privatschüler müssen (mit Ausnahme der Zöglinge der eigentlichen Priesterseminarien und deren Vorschulen) die turnerischen und vormilitärischen Uebungen der Balilla mitmachen, sowie bei den offiziellen Aufzügen an National- und Parteifeiertagen in der Uniform der Balilla erscheinen. Auf Einspruch einzelner Bischöfe ist diese Regelung insofern gemildert worden, als jede Privatanstalt bei sich eine besondere Abteilung der Opera Nazionale Balilla einrichten darf, in der der Sportunterricht von Offizieren der Nationalmiliz erteilt wird, so daß eine Berührung mit der übrigen faschistischen Jugend nur anläßlich der feierlichen Aufmärsche stattfindet. Die Parallelaktion ist die Verdoppelung der Feldpredigerstellen bei der Jugendmiliz, so daß alle Sonntagsübungen der Balilla Gelegenheit zum Feldgottesdienst haben. Ueber den Wert dieser militia Christi sind zwar die Meinungen geteilt; immerhin ist dies, wenn man so will, die einzige „Konzession" seitens der faschistischen Seite im Gefolge des Septemberabkommens. Die Reihen des Klerus, der sich mit dem Faschismus abgefunden hat, ja völlig mit ihm zusammengeht, werden dichter.

In den Vorberatungen des Septemberabkommens wurde der seit Abschluß der Lateranverträge fällige Besuch Mussolinis beim Papst erörtert, aber dem freien moralischen Entschluß des Duce nach Abschluß der Vereinbarung überlassen. Im September wartete man vergeblich im Vatikan. Eine durch die United Preß in die Weltpresse gegebene Notiz vom 17. September (vgl. Köln. V.Z. 18. Sept. Nr. 441), daß „die Einigung zwischen der italienischen Regierung und dem Heiligen Stuhl in Vollziehung begriffen und durch den unmittelbar bevorstehenden Besuch Mussolinis beim Heiligen Vater besiegelt" werde, sollte offenbar eine öffentliche Mahnung sein. Aber als bei der Vorbesprechung über die Formen des Besuchs dem Duce nahegelegt wurde, über seine Rede in der Kammer, daß das Christentum als jüdische Sekte untergegangen wäre, wenn es nicht mit dem römischen Imperium vereinigt worden wäre (CW 1931 Sp. 637), ein Wort der Entschuldigung zu sagen, da wurden plötzlich alle Verhandlungen wieder abgebrochen. Im Osservatore Romano fanden sich wieder Klagen z. B. über das „weibliche Athletentum", das sich bei einem Schauturnen in Rom in öffentlicher Schamlosigkeit entgegen den Mahnungen des obersten Hirten gezeigt habe (Oss. Rom. 1. Oktober Nr. 228) und über sonstige „unkontrollierbare Verstöße", die „den so schwer erkauften Frieden zwischen dem Staat und der Kurie stören" (Oss. Rom. 11. Oktober Nr. 237; vgl. Köln. V.Z. vom 12. Oktober). Ein Leitartikel vom 5./6. Okt. (Nr. 232) wies ausführlich auf den Ernst der Gegensätze hin, der durch den Akkord vom 2. September überbrückt werden mußte und der nicht nachträglich verkleinert werden dürfe. Zugleich erfolgte in der katholischen Presse ein Dementi über den angekündigten Besuch Mussolinis im Vatikan: „In vatikanischen Kreisen wird die Meldung als haltlos bezeichnet" (z. B. Das neue Reich 24. Okt. S. 73). „Die Zurückhaltung der Kirche gegenüber dem mächtigen Träger des faschistischen Regimes wird verständlich, wenn man bedenkt, daß der Papst, der mit dem Staate Frieden geschlossen und den seit 1870 eingetretenen geschichtlichen neuen Zustand Italiens anerkannt hat, doch alles Interesse hat, sich nicht mit einem System zu verbinden, das ihm nicht alle notwendigen Garantien zu besitzen scheint. Der Vatikan hat mit dem Staate, aber nicht mit einer Partei Frieden gemacht und wahrt seine Unabhängigkeit einem Regime gegenüber, dessen Grundsätze er in manchem auch kirchlich nicht anerkennen kann. Die Isoliertheit, in die der Vatikan dem Faschismus gegenübertritt, ist für ihn mehr eine Kraftquelle als ein Verlust. Der Heilige Stuhl ruht in sich selbst am sichersten und freiesten. Ja es gibt Römer genug, die in einer vollen persönlichen Aussöhnung mit dem Duce eine Parteinahme für diesen erblicken würden. Sie wollen keinen faschistischen Papst, sondern einen unabhängigen, übernationalen und überparteilichen Pontifex. Und Pius XI. ist politisch viel zu klug, um auch nur den Schein irgendeiner nationalen oder parteimäßigen Gebundenheit über dem Heiligen Stuhl schweben zu lassen." Es werde also der angekündigte Besuch „kaum mehr erfolgen" (Das Neue Reich 7. Nov. S. 115).

Der Besuch, der dann dennoch am dritten Jahrestag der Lateranverträge, 11. Februar 1932, am Vortag der Zehnjahrfeier der Thronbesteigung des Papstes erfolgte, geschah unter anderen Voraussetzungen, als zunächst von vatikanischer Seite angenommen war: nicht als persönlicher Ergebenheits- und Freundschaftsakt des Katholiken Mussolini, sondern als Antwort des Leiters der italienischen Politik auf die endlich im Januar 1932 für die Vertragsschließung vom Papste ausgeteilten Orden: der König und der Kronprinz erhielten den Christusorden, die höchste Auszeichnung des Papstes, die bekanntlich auch Bismarck zuteil wurde; Mussolini bekam den Orden vom goldenen Sporn, der Außenminister Grandi das Großkreuz des Piusordens. Der Duce wurde, um den überpersönlichen Charakter des Besuchs zu betonen, nicht wie der Ministerpräsident irgendeines Landes, sondern mit dem Zeremoniell eines Staatsoberhaupts empfangen. Eine Stunde dauerte die Einzelaudienz beim Papste, über deren Gespräche nichts bekannt geworden ist. Darnach besuchte Mussolini auch den Kardinalstaatssekretär Pacelli und wurde offiziell durch die Peterskirche geführt. Pacelli stattete sofort im Anschluß daran den Gegenbesuch in der Villa Venezia ab. Die katholische Presse der ganzen Welt hat mit merklicher Zurückhaltung darüber berichtet; das Interesse der katholischen Leser ist auch sofort durch den darauf folgenden Krönungstag des Papstes in Anspruch genommen worden. Der an Mussolini verliehene Orden wurde erst unter Pius X. gestiftet und dient dazu, auch nichtchristliche Staatsoberhäupter (wie König Fuad von Aegypten oder den Exkönig Amanullah von Afghanistan) ehren zu können. Doch bekam ihn auch Ludwig von Pastor, der bekannte Verfasser der Geschichte der Päpste.

Die neuen Satzungen der Katholischen Aktion, die im Januar ausgegeben wurden, sind dem Septemberabkommen angepaßt. Mitglied der Aktion kann Jeder sein, der die katholischen Grundsätze im Leben der Familie (nach den Enzykliken „Rappresentati in terra" und „Casti Connubii") und der Gesellschaft („Rerum novarum" und „Quadragesimo anno") verwirklichen will. Bestehen blieben die sechs Verbände: 1. Männer; 2. Jugend; 3. Studierende; 4. Frauen; 5. Weibliche Jugend; 6. Hochschülerinnen (vgl. CW 1928 Sp. 181). Sie können sich in Berufsgruppen zusammenschließen, aber ohne Politik und gewerkschaftliche Ziele, nur zu religiösen, moralischen und kulturellen Zwecken. Die Bischöfe ernennen die Diözesanpräsidenten und die kirchlichen Beiräte der Aktion. Der Papst ernennt den Generalpräsidenten und den Generalassistenten, die zusammen mit 18 Diözesanpräsidenten den Obersten Rat der Aktion bilden sollen. Die Fahne ist nicht nur für die Jugend, sondern für alle Gruppen die italienische Trikolore. Bei einem Empfang des Generalpräses der Giovantù Cattolica Italiana berichtete dieser dem Papst, daß der Verband neben der Pflege des eucharistischen Lebens und der religiösen Weiterbildung seiner Mitglieder

insbesondere durch Förderung der Jugendpresse seine Aufgabe zu erfüllen suche.

Unter den sonstigen Nachrichten aus der Vatikansstadt war in letzter Zeit besonders viel Rühmendes über die neue Radioanlage des Papstes zu lesen, für deren Einrichtung nach dem Stand der neuesten Technik Marconi selbst bemüht war. Bis jetzt wurden durch das Mikrophon über den Vatikansender drei feierliche Ansprachen des Papstes übertragen, zuletzt die des zehnjährigen Pontifikatsjubiläums am 12. Februar; und zwar in Verbindung mit der Festmesse im Petersdom. Der Versuch, das Glockengeläut der Peterskirche am Osterfest zu übertragen, ist technisch mißlungen. Doch nicht nur für Uebertragung der Papstreden und der Meßgesänge aus dem Petersdom ist die Radioanlage da, sondern viel mehr noch soll sie im Dienst der päpstlichen Politik stehen. Die päpstlichen Nuntien in aller Welt und auch alle auswärtigen Kardinäle sollen mit Aufnahmeapparaten für unmittelbare päpstliche Funksprüche versehen werden. Verschwunden sind also die letzten Möglichkeiten einer staatskirchlichen Absperrungspolitik, wie sie seinerzeit das Aufhalten der päpstlichen Bullen an den Landesgrenzen und den Stempel des „Placetum regium" hervorgebracht hat!

Im übrigen ist die Bautätigkeit in der Vatikanstadt und in deren Exklave in Castel Gandolfo reger, als wohl sonst irgendwo in der Welt. Das große Propagandakolleg auf halber Höhe des Gianicolo, in der Nähe der alten Zecca, der päpstlichen Münze, ist fast vollendet und schon teilweise bezogen. Ganz gewaltig sind auch die Veränderungen auf der entgegengesetzten Seite im Norden des Vatikanpalastes hinter der Porta Angelica, wo die technischen Anstalten und Büros ihre Statt gefunden haben. Dazu kommen die Umbauarbeiten im Cortile di Belvedere, in deren Verlauf das Einsturzunglück in der Bibliothek sich ereignete. 5000 bis 6000 Arbeiter der Baufirma Castelli sollen seit längerer Zeit im Dienst der vatikanischen Bauaufträge (auch in Castel Gandolfo und bei Seminarbauten außerhalb des Vatikans) beschäftigt gewesen sein, von denen etwa 1000 am 14. Februar, dem Sonntag nach dem Krönungsjubiläum, vom Papste empfangen wurden und eine Ansprache über den Teilwert der materiellen Interessen und über die Sorge des Heiligen Vaters für die Arbeitslosen zu hören bekamen.

(Fortsetzung folgt: 2. Die neuen Enzykliken.)

Marburg Heinrich Hermelink

Deutsch-englische Jugendfahrten

als Mittel internationaler Verständigung

Seit mehreren Jahren veranstaltet der englische Zweig des Weltbundes für Freundschaftsarbeit der Kirchen Fahrten von jungen Engländern nach Deutschland, wo diese in vierzehntägigen Wanderungen gemeinsam mit jungen Deutschen schöne Gegenden besuchen. Es handelt sich bei diesen Veranstaltungen nicht nur darum, den ausländischen Besuchern einen schönen und billigen Ferienaufenthalt zu verschaffen, sondern das enge Zusammenleben auf der Fahrt, der dauernde gegenseitige Gedankenaustausch machen diese Jugendfahrten zu einem begrüßenswerten Mittel internationaler Verständigung. Die Ausländer kommen auf diesen Wanderungen wirklich in Berührung mit deutschen Menschen und lernen deutsche Verhältnisse kennen und deutsche Eigenart verstehen. Die persönlichen Freundschaftsbeziehungen zwischen den deutschen und ausländischen Teilnehmern überdauern oft die kurze Zeit der Fahrt.

Im vergangenen Sommer fanden eine ganze Anzahl solcher deutsch-englischen Jugendfahrten statt, die die Teilnehmer ins Rhein- und Moseltal, an den Neckar, in den Schwarzwald, nach Rothenburg o. T. und Nürnberg, in den Harz, nach Dresden und in die Sächsische Schweiz sowie nach Berlin führten.

Ein deutscher Student schreibt:

Man hätte zunächst auf den Gedanken kommen können, es bei diesen deutsch-englischen Jugendfahrten mit einer ausgesprochen pazifistischen Sache zu tun zu haben. Das hätte für mich dasselbe wie Utopie und Ideologie bedeutet. Da mußte die ganze Art, wie diese Fahrten aufgezogen waren, außerordentlich sympathisch berühren: Es wurde nichts verlangt als Interesse und guter Wille, einmal sachlich von einem anderen Volke zu lernen; ohne Vorurteile, losgelöst von der ganzen Atmosphäre gehässiger und verlogener Verhetzung, die der Weltkrieg über uns Alle gelegt hat. Daß es sich um Freundschaftsarbeit der Kirchen handeln sollte, konnte den Verdacht nahelegen, als ob hier eine allzu betriebsame religiöse Vielgeschäftigkeit am Werke sei. Ich muß sagen, beide Bedenken sind mir vollständig geschwunden, und ich halte die Art, wie hier Freundschaftsarbeit getrieben wurde, schlechterdings für vorbildlich. Durch das gemeinsame Leben mit Engländern bekamen wir einen Einblick in englische Mentalität und englischen Lebensstil — wenn auch nur einer bestimmten Schicht —, der für die kurze Zeit erstaunlich war.

Englische Teilnehmer an diesen Fahrten schreiben:

Diese sorgfältig vorbereiteten Fahrten boten eine einzigartige Gelegenheit, Deutschland kennen zu lernen, und zwar das Herz wie auch das Gehirn dieses großen Volkes, dessen Literatur wir in England fast so hoch schätzen wie unsere eigene. Indem wir mit Deutschen zwei Wochen zusammenlebten, Deutsche in Hotels und Jugendherbergen kennenlernten und überall glänzend aufgenommen wurden — besonders an unserem letzten Abend, wo ein Hoch auf die Einheit der germanischen Völker ausgebracht wurde und wir stehend die beiden Nationalhymnen sangen — empfingen wir unvergängliche Eindrücke, nicht äußerlicher Art, sondern von einer Tiefe, welche sich kein Engländer auch nur im Entferntesten hätte träumen lassen.

Seit meiner Rückkehr habe ich oft Gelegenheit gehabt, darüber zu sprechen, mit welcher Herzlichkeit wir in Deutschland aufgenommen wurden. Solche Ferienfahrten tragen viel dazu bei, in unserem Lande das Gefühl der Freundschaft für Deutschland zu wecken. Wir sind hier auf unserer Insel viel zu abgeschlossen, darum wird es uns Engländern besonders schwer, unsere Vorurteile abzulegen. Aber wir, die wir die Freundschaft erlebt haben, haben alle Vorurteile überwunden.

Wir sind überzeugt, daß die auf diese Weise angeknüpften Beziehungen nicht nur für uns gut und nützlich gewesen sind, sondern daß auch unsere Völker ihre lebenswichtigen Fragen nur in einem solchen Geiste, wie er unter uns herrschte, lösen können. Wir kamen wirklich nicht als Botschafter des Friedens und internationaler Freundschaft, ein Jeder von uns hatte für diese Reise einen anderen Beweggrund, aber am Ende der Fahrt waren wir Alle davon überzeugt, daß nur durch diesen Geist wahrer Gemeinschaft und Freundschaft Friede und Harmonie in der Welt wird erreicht werden können.

Wir haben dauernde Freundschaften in Deutschland geschlossen. Wir haben in Deutschland zwar nur den Sonnenschein gesehen, und doch weiß ich, daß hinter den zuversichtlichen Mienen die bange Erwartung einer der ernstesten Krisen der deutschen Geschichte stand. Wir kamen nach Hause und fanden, daß Armut und Elend ihre Schatten auch über unser Land geworfen haben, so daß wir uns eins mit Deutschland fühlen nicht nur in Freude, sondern auch in gemeinsamem Leid. —

Auch in diesem Sommer finden von Mitte Juli bis September solche gemeinsamen Fahrten von Deutschen und Ausländern statt, und zwar sowohl in Deutschland als auch in England. Wer Interesse an diesen Veranstaltungen hat, wende sich unter Beifügung von Rückporto an den unterzeichneten deutschen Leiter dieser Fahrten: Berlin-Köpenick, Zu den sieben Raben 14.

Berlin Herbert Petrick

Ein Jubiläumsgruß an The Christian World

Fast auf den Tag gleichzeitig hat mit unserem Rade die englische Christian World ihren 75. Geburtstag feiern können. Möglicherweise beneiden Engländer, die die CW lesen, uns um das 30 Jahre jüngere Blatt und seinen bisherigen Herausgeber. Die deutsche Theologie stand wenigstens seither in jenen Kreisen in hohem Ansehen. Aber sicherlich haben auch wir Deutschen allerlei Grund, den angelsächsischen Protestantismus um solche Blätter wie die Christian World zu beneiden.

In der Jubiläumsnummer vom 7. April schreibt kein Geringerer als D. D. Horton, ein führender kongregationalistischer Pfarrer i. R. und Schriftsteller, einen Rückblick auf die Geschichte und Leistungen des Blattes, das mit einer Botschaft der Freiheit gekommen sei, mit den Schalen der Vergangenheit aufgeräumt habe. Damals seien die englischen Kirchen in der Hauptsache noch streng kalvinistisch gewesen, mit vielen rückständigen Lehren: wörtlicher Inspiration, Prädestination usw. „Dieser Kalvinismus, eingesargt in den Artikeln der Staatskirche, wirkte schöpferischer in den Freikirchen, die den Geist gerade deshalb um so lebendiger in sich aufnahmen, weil sie keine ‚Artikel' hatten."

In einer Zeit, als Darwins berühmtes Buch erschien, öffnete die Christian World ihre Türen der wachsenden Erkenntnis der Zeit, der Wahrheit der Evolutionslehre, und ermutigte Pfarrer und Gemeinden, das „Ewige Evangelium" sich wieder persönlich zurechtzulegen. Der überkonfessionelle Weitblick wuchs, lehrte Protestantismus und römischen Katholizismus in einem ökumenischen Christentum zusammenzuschauen unter dem Motto: „Im Notwendigen Einheit, im Zweifelhaften Freiheit, in Allem Liebe."

Vom weiteren Inhalt des Heftes ist außerordentlich lehrreich der Rückblick des Herausgebers Arthur Porritt. Er schließt: „Vor 75 Jahren war das Leben der Freikirchen beschränkt; heute ist es durch Kunst, Literatur, Wissenschaft, Drama und Musik erweitert

und die Christian World kann für sich m. E. in Anspruch nehmen, daß sie durch Oeffnung ihrer Spalten zu diesem Erfolg ein volles Maß beigetragen hat."

Die Gemeinde der deutschen CW hat wohl Grund, die Gemeinde des Schwesterblattes jenseits des Kanals zu grüßen.

Biebernheim-St. Goar Hermann Krüger-Velthusen

Noch ein Volkslied

Im März 1915 — man merke das Datum! — erhielt ich die nachfolgenden Verse mit der Unterschrift zugesandt: „Von einem Soldaten mit seinen Kameraden in Russisch-Polen gemacht." Die Absenderin hatte dazu noch bemerkt, sie habe das Lied für uns „ohne die orthographischen und grammatischen Fehler abgeschrieben". Ich habe das Lied trotzdem nicht veröffentlicht, weil ich es nicht für echt hielt, d. h. nicht für ein von ungrammatisch und unorthographisch schreibenden Soldaten im Felde gedichtetes, vielmehr für ein Kunstlied, das die Soldaten immerhin aus dem Kopfe aufgeschrieben haben mochten.

Der Grund, weshalb ich die Verse jetzt veröffentliche, ist der, daß ihre Absendung im Frühjahr 1915 immerhin beweist, daß unsre Front damals schon wußte, was viele den Mund ziemlich weit aufluende Politiker und sogar Führer heute noch nicht wissen, daß nämlich für die Nachkriegsnot die Vorkriegspolitik verantwortlich ist, die Politik heißt das, die den Kriegsausbruch möglich gemacht hat, gewiß also nicht der „Marxismus", der damals geächtet war.

Arthur Bonus

Drei Gefährten

Es gingen drei durch die schweigende Nacht,
Verhüllt das Antlitz in dunkelm Gewand,
Und die Erde verhielt ihren Atem.

Der erste trug ein Schwert in der Hand,
Hat schrill und grill und grausig gelacht,
Und die Erde verhielt ihren Atem.

Der Zweite war stumm, doch wohin er schritt,
Erstarben die Blumen im eisigen Frost,
Und die Erde verhielt ihren Atem.

Doch ohne Erbarmen und ohne Trost
Ein grau Gespenst, ein Weib war die dritt.
Und als der Krieg und der schwarze Tod
Vorüber schon längst, blieb noch immer die Not,
Und unter ihr seufzte die Erde.

Bücher und Schriften

Die Rosenkreuzer. Von Gustav Krüger. Berlin, Alfred Unger. 64 S. 2 M.

Der Gießener Kirchenhistoriker, der mit unverdrossenem Spürsinn der Geschichte geheimer Gesellschaften nachgegangen ist, konnte hier nicht etwa eine über Jahrhunderte hinweg zusammenhängende Geschichte solcher Gesellschaft bieten. Von den Schriften Johann Valentin Andreaes (Anfang des 17. Jahrhunderts) an hat der Bund der Rosenkreuzer mehr auf dem Papier gestanden als reale Bedeutung gehabt, wie denn schon der Stifter Rosenkreuz, ein Gelehrter des 15. Jahrhunderts, erdichtet ist. Aber Name und mystisch-pansophisches Programm haben immer wieder auf Leute, die Sinn für das Geheimnisvolle hatten, Anziehungskraft ausgeübt. Im 18. Jahrhundert gab es wirklich auch in Deutschland einen Bund von Vornehmen, der so hieß und durch Wöllner und Friedrich Wilhelm II. unerfreulich in unsere Geschichte eingewirkt hat. Ueber ihrem Gegensatz zur Aufklärung, über der Neigung der Geheimbündler zu Alchemie und anderen Absonderlichkeiten soll aber die Gesinnung nicht vergessen werden, die sich oft des Symbols eines von Rosen umgebenen Kreuzes bedient hat; wir kennen es aus Luthers Wappen, und Goethe hat es in seinen Geheimnissen auf edelste Humanität gedeutet. M

Christusglaube oder deutscher Gottglaube? Von Ernst Haenchen. 2. vermehrte Aufl. Tübingen, Osiander, 20 S.

Eine sehr ernste Auseinandersetzung mit Mathilde Ludendorff. Die Frage, wie sich sittliche Autonomie zum Gottesglauben verhält, kommt nicht ganz zu ihrem Rechte, aber einige wichtige Punkte des Gegensatzes, in dem diese Frau zum Christentum steht, sind vortrefflich und ruhig klargestellt. M

Goethe und die Schweiz. Von Gottfried Bohnenblust. Frauenfeld und Leipzig, Verlag Huber u. Co., 1932, 265 S. 4 M.

Ein Buch, das, im Goethe-Jahr erschienen, Wert hat über alles nur zeitlich Ereignishafte hinaus. Es handelt sich immer um Goethes innerste Beziehungen zu Landschaft und Menschen, und so gibt der Verfasser in anziehender Sprache und Darstellung einen wertvollen Beitrag zur Entwicklung Goethes und zum Problem des Menschlichen überhaupt. Wertvoll sind die Darstellungen über die Beziehungen der Schweiz, über Gottfried Kellers und namhafter Komponisten Verhältnis zu Goethe ... Das Buch ist sympathisch und interessant in seinem rein Stofflichen, es ist bedeutsam durch die tief geistige Grundlage. Erich Bockemühl

Ein Pfarrer im Kriege. Kriegserlebnisse des renitenten Pfarrers Rudolf Schlunck. Herausgegeben von Rudolf Schlunck und Wilhelm Wibbeling. Neuwerk-Verlag, Kassel 1931. 344 S. mit Bildnis 6.20, geb. 7.80 M.

Das Buch enthält die Briefe, die der Verfasser während des Krieges an seine Angehörigen gerichtet hat. Man hat hier mit einem sittlich reinen und überzeugungstreuen, mutigen Menschen zu tun. Nur möchte man wünschen, daß er nicht so oft auf halbem Wege stehen bliebe. Er bekämpft z. B. mit großem moralischem Mut das Bordellunwesen, kann sich jedoch nicht zu der Erkenntnis durchringen, „daß Venus und Mars unzertrennliche Gefährten sind" (Pater Stratmann, zitiert von Heering, Sündenfall des Christentums, S. 166). Man bewundert seinen Mut, wenn er allein und unbewaffnet einen Patrouillengang macht, versteht ihn aber nicht, wenn er behauptet, seine Hände seien rein geblieben von Blut. Wenn er die Stellung der Feinde auskundschaftet, damit Andere besser auf sie schießen können, sind seine Hände nicht mehr rein. Er leidet schwer unter dem Krieg und betrachtet ihn als ein Gottesgericht. Wie gern hätte man gesehen, daß er bei seiner starken Friedensliebe zu der Einsicht gekommen wäre, „daß der Krieg eine sündige Praxis ist, die den Menschen die Sünde einhämmert, sie verdoppelt, verzehnfacht" (Heering, Sündenfall des Christentums, S. 216). Es ist schade, daß sowohl die Halbheiten wie eine Menge Unwichtigkeiten, durch die man sich mühsam hindurcharbeiten muß, es erschweren, das Gute in dem Buch herauszufinden.

Octavia Müller

Heinrich Brüning. Von Rüdiger Robert Beer. Berlin, Politisch-Wissenschaftlicher Verlag 1931. 70 S. 1.80, geb. 3.20 M.

Mit der Person Brünings sich näher vertraut zu machen ist Pflicht jedes Deutschen. Die vorliegende Schrift tut dafür besten Dienst. Alphons Nobel „Brüning" (mit 23 Abbildungen; Leipzig, R. Kittler; 88 S.) soll eine treffliche Ergänzung dazu bieten. R

Eidos und Psyche in der Lebensphilosophie Platons. Von Heinrich Barth. (Philosophie und Geschichte 36.) Tübingen, Mohr 1932. 47 S. 1.50 M.

Wer in Barths Schrift eine Darstellung der platonischen Ideenlehre und Psychologie sucht, kommt nicht auf seine Kosten. Vielmehr ist durch das Wort „Lebensphilosophie" angedeutet, daß die Begriffe Idee — Welt, Seele — tätiger Mensch in ihrer gegenseitigen Wirkung untersucht werden. Platon will die Bürger, die Menschen erziehen, doch ist es ihm nicht gelungen, sein Staatsideal gegenüber den „feindlichen Mächten der Geschichte" durchzusetzen. Die bisherige „Programmatik des humanistischen Ideals" übersieht, daß alle Paideia (Erziehung) „in der Nähe des Untergangs geschieht" (S. 9). Natürlich will „der rechtliche Mann", daß das Eidos (d. i. die Idee) des Guten im Staate verwirklicht wird, denn das heischt seine Arete (d. i. Tauglichkeit). Aber das Gelingen? „Staatswerk wird im Angesichte des Todes vollbracht" (S. 39). «Sokrates» „hat Mißerfolg erlitten. Das Eidos, dem er gedient hat, ist gebrochen" (S. 21). Ist das Widersinn? Nein, denn „wo diese Frage brennend wird, da tritt das Eidos zurück und die Psyche nimmt uns in Anspruch" (S. 40). Die Psyche strebt nicht nur nach reiner Erkenntnis, sondern sucht auch durch Läuterung „ihr eigenstes Sein zu gewinnen". Leiblichkeit ist „Hindernis der Läuterung". Also findet die Seele im Tode „ihr Sein für sich selbst wieder" (S. 44). Platon entscheidet sich gegenüber dem Problem Leben — Tod für ein Sowohl — Als auch. Der taugliche Mensch arbeitet für die Gestaltung des Eidos in der Zeitlichkeit, der Eros schafft die irdische Lebensentfaltung, aber beide haben den letzten Richtpunkt jenseits des Lebens: „bedroht vom Leben" und vom Tode „suchen sie das Unsterbliche" (S. 47). —

Das Büchlein legt also dar, wie stark die „Fragwürdigkeit" des Erdenlebens bei Platon das Wirken und Schaffen beeinflußt, und wie bei diesem größten Sohne Griechenlands das Lebenswerk, der Wahrheitsdrang und der Eros von erhabenem Jenseits- und Unsterblichkeitsglauben getragen ist. Diese These in würdiger Sprache eindrucksvoll dargelegt zu haben, ist das Verdienst der Schrift. Die „Kehrseite", daß nämlich Platon das Erdenleben zugleich als die einzig gegebene Möglichkeit der Offenbarung des Göttlichen preist, tritt in den Ausführungen sehr stark zurück, da Barth gegen die „Humanisten" Stellung nimmt. Auch das „Zeitgemäße" fehlt nicht: ein Einschlag von Pessimismus und ein manchmal orakelhaft-dialektischer Ausdruck. Neben einer Menge treffender Bemerkungen zu Platons Gorgias, Phaedon, Apologie, Protagoras, Politeia finden sich übersteigerte und anfechtbare Gedanken. Dafür ein paar Beispiele: S. 36: Sokrates „ist gegenüber dem Leben, das ihn zurückstößt, nicht im Recht". Wer soll das glauben? S. 36: „Wie denn überhaupt in Sokrates etwas liegt, was die Geschlossenheit des antiken Lebensbildes zu sprengen droht". Diese „Geschlossenheit" gibt es nicht; man sollte es denen überlassen, von ihr zu reden, die vom Griechentum nichts verstehen. Daß das Christentum gar manche tief fromme Grundeinstellung von Sokrates und Platon übernommen hat, ist kein Nachteil. S. 47: „Er erkennt die Psyche als den Ursprung des Eidos, und das Eidos als das Werk frei bildender Schöpfung der Psyche". Für solche „Modernisierung" der Ideenlehre vermag Verf. natürlich keine Belege beizubringen; sie ist unmöglich. Die Ideen werden in zahlreichen Stellen als ewig unveränderliche Urbilder bezeichnet. Die schwierige Differenzierung des „echten" Sokrates vom „platonischen" hat Barth absichtlich, und in dem kleinen Büchlein wohl mit Recht, beiseite gelassen. —

In der heutigen geschichtsphilosophischen Forschung vermißt man oft den Spürsinn für das Psychologisch-Mögliche oder Wahrscheinliche. Auch der psychologische Scharfblick Barths versagt hier und da, wo doch die lebensvolle, schlichte Menschlichkeit des Sokrates unschwer zu fassen ist: S. 42: „sakrales Tun, mit dem Sokrates zum Feste des Gottes beiträgt". Nein, der Lobgesang auf den Gott, der ihm noch einen Monat des Lebens geschenkt hatte, war eine persönliche Aeußerung der Dankbarkeit und Freude, für „sakrales Tun" fehlte ja die „Gemeinde". S. 38 wird die „einsame Berufung" des Sokrates als eine Lebensentscheidung geschildert, die auf „nicht verstehbaren, schlechthin individuellen Ereignissen" beruhe. Nein, wie alles Ehrliche unmittelbar verstehbar ist, so auch die schlichte Frömmigkeit des Sokrates. Im übrigen handelt Sokrates sowohl bei der Prüfung der Bürger als auch besonders vor Gericht und vor dem Tode nicht aus philosophischen Erwägungen, er „schafft sich" (S. 39) keinen „Umkreis von Menschen", er läßt sich nicht „vom Staatsgedanken leiten", sondern von den reinen und starken Gefühlen in seiner Seele, von seinem Gewissen, und er unterliegt wie Jesus dem bösen Willen und der erbärmlichen Gesinnung der Menschen. Walter Schaller

Wehrlos hinter der Front. Leiden der Völker im Krieg. 144 Bilddokumente. Frankfurt a. M., Sozietäts-Verlag. 2.85 M.

Während des Kriegs ist auch durch Bilder gekämpft und verleumdet worden. Die vorliegenden Dokumente aus Krieg, Inflation und Ruhrbesetzung machen durchaus den Eindruck der Echtheit (nur das Datum ist bisweilen fraglich); sie stammen aus verschiedenen Ländern und Völkern, haben nur eine Tendenz: das Elend zu zeigen, das der Krieg bringt, zeigen nur vereinzelt Greuel, meist dagegen Hunger, Verwüstung und dergleichen Not. Von der heldischen Seite des Kriegs will dieses Buch nicht zeugen; die Kriegsleiden, denen es gilt, stellt es oft erschütternd dar. M

Der Glaubenskampf der Gegenwart. Von Friedrich Manz. Sonderdruck aus der April-Nummer des Gemeindeboten der Niederwaldgemeinde; für 15 Pf. zu beziehen von der Buchhandlung der Inneren Mission, Frankfurt a. M., Neue Mainzer Str. 79.

Eine besonders gehaltreiche Predigt über Christentum und Volkstum, am 10. April (Wahlsonntag) gehalten. M

Chronik

Zum Vorsitzenden des ökumenischen Rates für praktisches Christentum und dessen britischer Gruppe wurde der Bischof von Chichester D. Bell erwählt.

Der Deutsche evangelische Kirchenbund bestand am 25. Mai zehn Jahre.

In Preußen haben außer der Evangelischen und Katholischen Kirche die Altkatholiken, die Synagogengemeinden, die Altlutheraner in den altpreußischen Provinzen, die separierten Lutheraner in Waldeck, die bischöflichen Methodisten, die Evangelische Gemeinschaft und die Freireligiösen Gemeinden in Wiesbaden und Frankfurt a. M. die Rechte einer Körperschaft öffentlichen Rechts erlangt.

Der Altpreußische Kirchensenat beantragt bei der Generalsynode die Aufnahme des Reichspräsidenten mit vollem Namen in das Fürbittengebet, das bisher nur die Parlamente, die Volksvertreter, die Regierung und allgemein die Obrigkeit erwähnte.

Innerhalb der altpreußischen Landeskirche wird in 108 Gemeinden masurisch, 38 litauisch, 5 wendisch gepredigt, in Schlesien in 29 polnisch, 4 mährisch, 17 wendisch, im Freistaat Sachsen in 23 wendisch. Die Dänen in Schleswig-Holstein sind zu einer besonderen Gemeinde außerhalb der Landeskirche zusammengefaßt. In Berlin gibt es für Engländer, Amerikaner, Dänen, Schweden, französisch sprechende Schweizer und evangelische Franzosen Gottesdienste in ihrer Muttersprache. DEK 18

Die Internationale proletarischer Freidenker und die ihr nachgeordneten oder angeschlossenen kommunistischen Freidenkerorganisationen, insbesondere der Verband proletarischer Freidenker Deutschlands einschließlich der proletarischen Freidenkerjugend, der Verband der Freidenkerpioniere und die Frauenkommissionen sowie die Kampfgemeinschaft proletarischer Freidenker, auch die Einrichtungen, die diesen Organisationen gehören, einschließlich der Verlagsbetriebe sind durch Verordnung des Reichspräsidenten aufgelöst worden. Vgl. Sp. 480.

Die Internationale Freidenkerunion umfaßt 30 selbständige Organisationen in 16 Ländern. Der deutsche Freidenkerverband zählt 600 000, der von ihm abgespaltene Verband proletarischer Freidenker 150 000 (?), der Volksbund für Geistesfreiheit 60 000, der Bund sozialistischer Freidenker 30 000 (nur in Sachsen, die Hälfte allein in Leipzig). Dachorganisation ist die die Monisten einschließende Reichsarbeitsgemeinschaft freigeistiger Verbände. VZ 214

Auf dem kurmärkischen Kirchentag in Potsdam sprach Generalsuperintendent Dibelius betreffs des Verbots der Gottlosenverbände sich dahin aus: Die Kirche arbeite nicht mit dem Polizeiknüppel, sondern mit geistigen Waffen. Das Verbot brächte die Gefahr, daß die Gottlosenpropaganda in die Illegalität hineingetrieben würde. Wenn nationalsozialistische Kreise bei den kommenden Kirchenwahlen mit eigenen Listen hervortreten wollten, so müßte die Kirche demgegenüber an dem Grundsatz festhalten, daß kirchliche Dinge nicht nach politischen, sondern allein nach religiösen Gesichtspunkten zu entscheiden seien. VZ 223

Bei einem von der evangelischen Theologenschaft an der Göttinger Universität veranstalteten öffentlichen Vortrag von Privatdozent Wendland aus Heidelberg über das Thema „Christentum und Nationalsozialismus" sagte in der Debatte der Pastor Mattiat aus Kerstlingerode, einer der bekanntesten Vorkämpfer des Nationalsozialismus in jener Gegend, unter starkem Beifall des überwiegend aus jungen Theologen bestehenden Publikums: „Wir sehen im Nationalsozialismus die deutsche Freiheitsbewegung, zu der wir uns bekennen würden, selbst wenn sie im Namen des Teufels geführt würde." Allerdings folgte ein einschränkender Satz. Gött Z 23 709

Der Thüringer Landeskirchenrat hat dem (religiös-sozialistischen) Pfarrer von Jüchen in Möhrenbach bei Ilmenau die Ausübung seines Amtes vorläufig untersagt.

Für Pastor Hennecke in Hamburg liegt, neben einer Erklärung von Religionslehrern, namentlich eine solche der Eltern seiner sämtlichen Konfirmanden vor, die sich am 6. Mai in einem Briefe an die Kirchenbehörde scharf gegen das Gerücht wenden, er habe in seinem Konfirmandenunterricht sich irgend im Sinne sittlicher Laxheit ausgesprochen. Sie beschuldigen den Pastor Glage, der im „Anscharboten" dergleichen angedeutet hat, verleumderischer Kampfesweise, und halten dem Kirchenrat vor, daß seine Erklärung vom 19. März durch ihre Auslegung des beanstandeten Henneckeschen Artikels die Verbreitung solcher Gerüchte erleichtert habe.

Von den über 15 Millionen Juden in der Welt haben acht Millionen Jiddisch, 2½ Millionen Englisch und eine halbe Million Deutsch zur Muttersprache. In englisch sprechenden Ländern leben 6 Millionen Juden. Der Rückgang der deutschen Sprache bei den Juden beruht auf dem Verlust Elsaß-Lothringens, der deutschen Ostprovinzen und dem Zerfall Oesterreichs. Jüd Rundschau 4

Eine vom internationalen Weinamt veranstaltete Weinkonferenz, zu der nur Regierungen und einige offizielle internationale Institute eingeladen waren (vertreten waren 25 Regierungen durch Delegierte, fünf durch Beobachter), beantragte, daß in den Ländern, in denen das Weinverbot auf Grund religiöser Vorschriften besteht, Verhandlungen mit den religiösen Behörden geführt werden, um zu prüfen, ob die Entwicklung der Kultur und die Fortschritte der Methoden der Weinbereitung den Standpunkt dieser Behörden nicht ändern sollten, sodaß sie der Bevölkerung den mäßigen Genuß des Weins erlauben.

Die Berliner und die Goßnersche Mission haben in den Teilen Deutschlands, in denen sie beide Hilfsgebiete haben, eine gemeinsame Werbearbeit und gemeinsame Geldwirtschaft vereinbart.

Die Landessynode von Mecklenburg-Schwerin beschloß die Kürzung der Einkünfte der Emeriten um zehn, der Pastoren und Kirchenbeamten, die keine Kinder zu versorgen haben, um 2½% und die Herabsetzung des Steueranteils der Gemeinden (bisher 5—10%) auf 3—8%. Trotzdem bleibt ein Fehlbetrag von 100 000 M.

In Mecklenburg-Strelitz hat im Zusammenhang mit anderen Sparmaßnahmen die (von Nationalsozialisten geführte) Regierung die Besoldungszuschüsse für die Geistlichen, die 1928 von 210 000 auf 150 000 herabgesetzt waren, nochmals auf 91 700 M. heruntergesetzt. Die Landessynode beschloß die Heranziehung der landwirtschaftlichen Bevölkerung zur Kirchensteuer außer Einkommen- und Vermögenssteuer auf Grund der landwirtschaftlichen Einheitswerte und Einführung eines Kirchgeldes von 2 M.

Die Katholische Kirche in Baden erhebt mit Genehmigung des Landtags ein von 3—6 M. gestaffeltes Kirchengeld unter Freilassung der geringen Einkommen, um die Gehaltszahlungen an die Geistlichen nicht in wenigen Monaten einstellen zu müssen. Die Badische evangelische Kirchenregierung hat den Antrag auf Erhebung eines Kirchengeldes wieder zurückgezogen, da ein erheblicher Teil der Abgeordneten ihn ablehnte. AELKZ 19

Der Haushaltsplan der Württembergischen Landeskirche weist trotz Senkung des Bedarfs um 3 Millionen erstmalig einen Fehlbetrag von einer Million auf.

In dem seit 1925 geschaffenen Bistum Danzig sind 12 neue Kirchen und Kapellen errichtet worden. Unter den 150 000 Katholiken Danzigs sind 58 Priester, außerdem noch zwei Hausgeistliche, ein Karitasdirektor, vier Studienräte an deutschen Höheren Lehranstalten und ein Religionslehrer am Polnischen Gymnasium.

Der römisch-katholische Erzbischof in Prag verbot den Bau katholischer Kirchen, solange nicht wenigstens zwei Drittel der erforderlichen Bausumme vorhanden sind. Neue Ev Kz Bielsko 4

Der Antrag auf Zulassung der Frau zum Pfarramt wurde bei der Volksabstimmung in Graubünden mit zwei Drittel der Stimmenden verworfen, aber in der Gemeinde Furna, wo eine verheiratete Frau amtet, mit 112 gegen 6 Stimmen angenommen, ebenso in einer Anzahl kleiner Berggemeinden, die sich davon eine stabilere kirchliche Versorgung versprechen, und in den Kurortgemeinden Davos und Arosa. Schw Ref Z 19

Der Papst hat die Benennung von Bankinstituten auf Namen von Heiligen und die Bezeichnung von Bankunternehmungen als katholisch untersagt.

Der Kardinal-Erzbischof von Paris hat zur Behebung der Arbeitslosigkeit den Bau von 40 neuen Kirchen in der Umgegend beschlossen. Eine Anleihe von 20 Millionen Franken zur Beschleunigung des Baus war schon am Tage ihrer Auflegung weit überzeichnet. Vie catholique 23. 4.

Ein Franzose L. Wastiaux hat ein Bureau de Parrainage (Patenschaft) für deutsche Kinder begründet, um deutsche Kinder besonders von Ausgesteuerten regelmäßig mit Geld, Wäsche und Kleidungsstücken zu unterstützen, an dem sich auch Belgier und Holländer beteiligen. Zentralstelle Paris Mlle. M. Glangetas 131 rue Falguiere Paris 15c. Neue Wege 4

Die holländischen Kirchen gehen ihren nach dem Niederrhein verzogenen Mitgliedern nach; die Gereformeerde Kerken haben in Duisburg-Ruhrort einen eigenen Pastor, die Hervormde Kerk zwei Stadtmissionare unter den Rheinschiffern und gelegentlich Gottesdienste in Duisburg und Ruhrort. Ref Kz 19

In der englischen Kirche in Amsterdam wird täglich um die Mittagszeit von einer großen Anzahl Pfarrern der verschiedensten protestantischen Kirchen eine viertelstündige Andacht (Alltagskirche) gehalten, die stark besucht wird. epn 57

Die Sunday Reformances Bill, die die gesetzliche Grundlage für Filmvorführungen und die Oeffnung von Konzerthallen mit gewissen Beschränkungen am Sonntag schafft, ist vom Unterhaus mit 235 gegen 217 Stimmen angenommen worden. Ref Kz 18

In Upsala ist ein Söderblomarchiv geschaffen worden.

Die deutsche Domgemeinde in Riga ist trotz ihres Widerspruchs durch Gerichtsurteil aus allen Räumen und Wohnungen der Domkirche (Pastorat, Küsterwohnung, Domverein, Stadtmission) ausgesiedelt worden.

Im Kreise Wongrowitz (Posen) wurden durch die von der Kirchenbehörde berufenen, im Bibelheim Beröa, im kirchlichen Jugendwerk und im Diakonenhaus Zinsdorf vorgebildeten freiwilligen Helfer bei Kindergottesdienst und Erteilung des Religionsunterrichts mehr als 1000 evangelische Kinder erreicht, die sonst ohne jegliche religiöse Unterweisung geblieben wären. Jetzt hat der Schulinspektor des Kreises auf Grund einer preußischen Kabinettsorder vom 10. Juni 1834 diesen Helfern den Unterricht in Religion, deutscher Sprache und Singen bis zur Erlangung der Unterrichtserlaubnis als illegal verboten, trotzdem das Posener Schulkuratorium diesen Unterricht ausdrücklich als nicht genehmigungspflichtig anerkannt hatte. In dem aus kirchlichen Mitteln erbauten Diakonenheim Zinsdorf wurde in rücksichtsloser Weise ohne Angabe des Zwecks eine polizeiliche Haussuchung vorgenommen und eine große Anzahl von Lehrbüchern und Heften beschlagnahmt. Die Zöglinge wurden vernommen und sollten zugeben, ihnen wäre politischer Unterricht erteilt. Pz 19

Nach den von Generalsuperintendent Blau aufgestellten Richtlinien für das Studium der Theologie in Polen müssen die ersten drei Semester an der theologischen Schule in Posen, die weiteren sechs an solchen Universitäten absolviert werden, die vom Konsistorium der unierten evangelischen Kirche als hierfür geeignet bezeichnet werden. Das Latinum ist vor dem Studium, das Graecum bis zum Schluß des zweiten, das Hebraikum des dritten Semesters nachzuholen. Ev Kbl Posen 7

Eine Abänderung der polnischen Strafprozeßordnung vom 21. Jan. 1932 sieht vor, daß die Pfarrer staatlich anerkannter Bekenntnisse vor Gericht keinen Eid ablegen.

In der evangelischen Kirche Augsburgischen Bekenntnisses in Polen amtieren 131 Pfarrer und vier Religionslehrer gegen 60 vor dem Kriege; seit zwei Jahren sind 32 junge Theologen ordiniert worden. Trotzdem kommen noch je 4000 Eingepfarrte auf einen Prediger. Im neuen Kirchengesetz, das seit neun Jahren noch der Bestätigung durch die Regierung harrt, sind zehn statt sechs Diözesen vorgesehen, darunter Posen-Pomerellen mit einem Superintendenten und zwei Pfarrern.

In Warschau hat sich ein Komitee für evangelische Missionsaufgaben aus Mitgliedern der Kirche Augsburgischen Bekenntnisses, der polnischen Nationalkirche und der methodistischen Kirche organisiert.

Zwischen den orthodoxen Fakultäten an den Universitäten Warschau und Bukarest ist ein Studentenaustausch eingeführt worden.

Die Sowjetregierung hat in diesem Jahre die Einführung von Mazze für das jüdische Passahfest genehmigt. Die polnische Regierung hat den Zoll von Einführung für Mazze um 50% ermäßigt.

Nach einem Rundschreiben des türkischen Volksministers Essad Bey soll die Schule, „die früher lediglich auf das Jenseits vorbereitete", jetzt Liebe zur Demokratie und zur Naturwissenschaft einflößen, „denn diese sind es, die dem Aufbau und der Entwicklung der Türkei zugrunde liegen". AELKZ 19

Der japanische nationale Kirchenrat hat in den Zeiten des schärfsten Konflikts zwischen Japan und China in einem Telegramm an den internationalen Missionsrat eine friedliche Lösung unter Verzicht auf Gewaltmaßnahmen befürwortet und zwei seiner Mitglieder beauftragt, die ihm aus dem Auslande zugegangenen Friedensmahnungen dem japanischen Außenministerium zu überreichen. Epd 17

In Mexiko ist nach dreimonatlicher Pause die Genehmigung zur Fortführung des deutschen evangelischen Gottesdienstes erteilt worden.

Von Personen. Promoviert: Professor D. Otto Scheel in Kiel zum D. von Amsterdam aus Anlaß des Jubiläums der dortigen Universität; der Präsident des Oberkirchenrats von Mecklenburg-Schwerin Dr. Lemke, Oberkirchenrat Dr. Sieden-Schwerin, Missionsinspektor M. Weißhaupt, Professor Dr. Leonid Arbusoff-Riga zu D.D. von Rostock anläßlich des 500jährigen Bestehens der dortigen theologischen Fakultät; der slowakische Bischof Dušan Fajnor zum D. von Kaunas. Zur katholischen Kirche übergetreten: Lic. Oskar Bauhofer, der frühere Assistent am internationalen sozialwissenschaftlichen Institut in Genf. Gestorben: Professor für Altes Testament Johannes Hehn in Würzburg; Professor Erik Stave in Upsala, Geheimrat Professor D. Wilhelm Kahl in Berlin. ESt

Verschiedenes

Kahl. Schön ist es, wenn jemand mit 83 Jahren wissenschaftliche Fragen noch so sicher beherrscht wie der soeben verstorbene Berliner Rechtslehrer. Und gewiß kommt der Autorität eines Politikers die reiche Erfahrung zugute, die solches Alter gibt. Aber was so Viele aus den verschiedensten Parteien zu ihm hinzog, war der lautere Wille zur Gerechtigkeit, der bei ihm nicht als Schwäche mißdeutet werden konnte, sondern sich mit starkem Temperament verband. Alter Nationalliberaler, erst mit 70 Jahren in der Zeit schwerster Not Deutschlands zum Parlamentarier geworden, Ehrenpräsident der Deutschen Volkspartei, mißbilligte er doch offen manches in deren neuerer Politik. Treuer evangelischer Christ, führendes Mitglied des Deutschen evangelischen Kirchenausschusses, war er doch an einem wichtigen Punkt, wo sittliche Erwägungen zur rechtlichen Gestaltung drängen, in der Frage der Ehescheidung, Vorkämpfer einer besonnenen Reform. Deutscher Patriot, mit dem Herzen dem alten Reich verbunden, Kriegsteilnehmer von 1870/71, hat er sich doch für den Bestand der heutigen Verfassung eingesetzt und mit ruhiger Klarheit sich gegen Phantastik, mit ernster Rechtlichkeit sich gegen Gewaltpolitik gestellt. Wie nötig sind unserer Kirche solche mit Wort und Tat bekennende Laien, unserem Volke solche Rechtslehrer! M

Alle Schuld rächt sich auf Erden. Auf Grund meines Aufsatzes zum Fall Hennecke (Nr. 7, Sp. 326 ff.) sandte mir Professor Theodor Schneider aus Wiesbaden eine Nummer der Zeitschrift der Familie Spieß. Darin lese ich den Lebensabriß von Professor Dr. Bernhard Spieß, Pfarrerssohn, der im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts hochangesehener Professor am Wiesbadener Gymnasium und Religionslehrer am Seminar war. Unter anderen bedeutenden wissenschaftlichen Arbeiten veröffentlichte Spieß eine Uebersetzung von Michael Servets Restitutio Christianismi. Servet wurde bekanntlich in Calvins Tagen wegen Kritik an der Dreieinigkeitslehre verbrannt. Die Uebersetzung war wegen vieler Talmudzitate eine Arbeit, die nur von einem ganz kundigen Gelehrten geleistet werden konnte. In einer kurzen Einleitung sprach Spieß von Servets ernster Gesinnung, und davon, daß heute auch kein Orthodoxer mehr im Sinne des Dogmas trinitarisch denke.

Das Buch erschien. Da forderte das Konsistorium, das für Spieß als Religionslehrer vorgesetzte Behörde war, es müßte die Einleitung herausgeschnitten werden; der Verleger mußte sogar an die Käufer eine Aufforderung dazu absenden. So geschehen 1891! Spieß war mit Recht schwer gekränkt.

Tochter dieses Professor Spieß ist — Frau Mathilde Ludendorff. Walther Classen

Nr. 10, Sp. 480 l., unter **„Evangelische Kirchenbehörden und staatlicher Religionsunterricht"** Zeile 9 noch statt doch, Zeile 11 Grimme statt Grimm, Zeile 17 mag statt möge.

Versammlungskalender

15. Juli bis 15. August Ökumenisches Seminar Genf
12.—17. August Weltbund für freies Christentum St. Gallen
31. August bis 2. Sept. Weltbund für Freundschaftsarbeit der Kirchen Wiesbaden
18. September Gustav Adolf-Verein Leipzig
25.—28. September Ostasienmission Wiesbaden
4. und 5. Oktober Freunde der Christlichen Welt Görlitz
7.—9. Oktober Evangelischer Bund Cassel

Verantwortlich: Professor D. H. Mulert, Kiel, Feldstr. 120

Monatlich zwei Nummern — Im Inland vierteljährlich zu beziehen durch alle Postämter, im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — Haltegebühr im Inland vierteljährlich fünf Mark, im Auslande fünf Mark plus Porto nach dem jeweiligen Posttarif. Einzelpreis der Nummer 90 Pf. — Anzeigengebühr: die viergespaltene Millimeterzeile 20 Pf., bei sogenannten kleinen Anzeigen (z. B. Stellungsgesuchen) 15 Pf. Größere Anzeigen nach Tarif. — Postscheckkonto Erfurt 4754
Für Schweizer Bezieher: Postscheck Zürich Nr. VIII 12267 — Leopold Klotz Verlag, Sonderkonto Gotha

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Die nächste Nummer der Christlichen Welt erscheint am 11. Juni

Dieser Nummer liegt ein Prospekt vom Tannerhof, Bayrisch-Zell bei. Um frdl. Beachtung wird gebeten

Wangerooge (Nordsee)

Das evang. Privatkinderheim Fredeborg verbindet die Vorzüge eines gut geleiteten, ärztl. beaufsichtigten Heimes mit denen eines feinen Privathauses. Alter der Kinder 1½—13, Mädchen bis 18 Jahre. Ganzjährig geöffnet. Auskunft und Prospekt durch Schwester **Käte Kraut.**

Ev. Diakonieverein e. V.

Unentgeltliche theoret. und prakt. Ausbildung für ev. junge Mädchen und alleinstehende Frauen in der **allgemeinen Krankenpflege, Wirtschaft und Anstaltserziehungsarbeit,** Kinderkranken-, Säuglings-, Wochenpflege und Geburtshilfe mit und ohne **staatl. Prüfung.** Vereinsausbildungsstätten in allen Teilen Deutschlands. Ohne Verpflichtung für die Zukunft. Taschengeld und Stellung der Schülerinnenarbeitstracht. Bei Anstellung zeitgemäße Besoldung und Ruhegehalt für Alter und Invalidität. **Vorbedingung: Höhere Schulbildg.** (Obersekunda-Reife). **Gründliche hauswirtschaftliche Kenntnisse.**

Eintrittsalter 19—30 Jahre.

Hauswirtschaftl. Vorschulen im Heimathaus Berlin-Zehlendorf und im Diakonieseminar Stettin mit halbjähriger Ausbildungszeit. Bei Bewährung kann nach ½ Jahr Einstellung in einem der obengenannten Gebiete erfolgen. **Prospekt und nähere Auskunft durch den Evangelischen Diakonieverein**

Berlin-Zehlendorf, Glockenstraße 8.

Schönwald, Bad. Schwarzwald

1000 m ü. d. M. Schnellzugstation Triberg

Kurhaus Viktoria (Besitzer: Stuttgarter Jugendverein)

in schönster Lage. Behagliche Räume. Fließ. Wasser. Zentralheizung. Bäder. Liegekuren. Geschützte Terrasse. Sportplatz. Alkoholfreier Jahresbetrieb. Pension bei 4 Mahlzeiten inkl. Bedienung u. Heizg. v. Mk. 4.50 bis Mk. 5.—. Tel. 548 Triberg. Prospekte.

Die Stelle des

ersten Pfarrers

der evangelischen Divi-Blasii-Kirchengemeinde in der Stadt Mühlhausen i. Thür. (39 000 Einwohner) ist infolge Versetzung des bisherigen Inhabers in den Ruhestand sofort zu besetzen. Mit der Stelle ist die Superintendentur verbunden. Bewerbungen mit Lebenslauf und Zeugnisabschriften sind bis zum 10. Juni d. J. dem

Magistrat der Stadt Mühlhausen i. Thür.

als Patron einzureichen.

Junger Theologe

der Ideenwelt meines Verlages sich nahe fühlend, findet bei gutem Willen Gelegenheit zur Einführung in praktische Verlags- und Redaktionsarbeit als Volontär, unter Umständen Aussicht auf Anstellung. — Selbstgeschriebene Bewerbungen mit Lebenslauf, Referenzen und Bild erbittet

Leopold Klotz Verlag / Gotha

Gesucht wird

Dächsels Bibelwerk

vollst. Ausgabe

Gefl. Angebote mit Preis erbeten an

Ludwig Helmreich, Schw. Hall

Werbt für die

Christliche Welt

Probehefte auf Wunsch gern kostenlos auch direkt an aufgegebene Adressen

Haus der Christlichen Welt

Friedrichroda in Thüringen

Fernsprecher 270 **Schreibersweg 6**

Schönste stille Lage unmittelbar am Walde. Garten, Liegewiese. Behaglich eingerichtete Zimmer. Bad. Gute Verpflegung. Auch sorgfältig vegetarische und diätetische Küche. Geistige und gesellige Gemeinschaft ohne jeden Zwang. Für alle Freunde u. Gesinnungsgenossen geeignetster Aufenthalt.

Anfragen an die Leiterin Frau Blume

Ostasien-Waren

Echt chinesische Spitzen, Handarbeit aus der Provinz Schantung, von 25 Pfg. bis 70 Pfg. das Meter, bei Bestellung Angabe von Zweck, Preis und Breite erbeten.

Ceylon-Tee, 1. Qualität, 50 Gramm = M. 1.—. 2. Qualität, Achtel- und Viertelpfundpackungen 80 Pfg. und M. 1.60.

Schantungseide, 80 cm breit, weiß und farbig, M. 3.50 das Meter (keine dunklen Farben).

Crêpe de chine, weiß u. farbig, 70 cm breit, M. 5.50 ein Meter, weiß und farbig, 92 cm breit, M. 7.50 ein Meter.

Decken, Stickereien, Tassen und andere japanische und chinesische Gebrauchsgegenstände aus Porzellan und Holz.

Bestellungen erbeten an das **Zentralbüro der Ostasien-Mission, Berlin-Steglitz, Grunewaldstr. 22**

Über die Predigt des Evangeliums am Grabe

hat mit dem Juni-Heft der „Pastoralblätter" eine sehr lebhafte Aussprache eingesetzt, die an das kürzlich erschienene aufsehenerregende Buch von Heinrich Vogel „Gottes Hoffnung am Sarge" anknüpft. Zunächst antwortet im vorliegenden Heft Superintendent D. Schowalter, mit dem Heinrich Vogel sich besonders auseinandergesetzt hat. Eine Fortsetzung der Aussprache im nächsten Heft ist vorgesehen. — Auch die Veröffentlichung der Predigten der jüngsten Pfarrergeneration unter 35 Jahren hat neuerdings zu lebhaften Diskussionen geführt, die sich im vorliegenden Heft der „Pastoralblätter" spiegeln (jährl. 700 Seiten, Probehalbjahr M 4.50 — Verlag C. L. Ungelenk-Dresden-A. 27).

OTTO RAU

Staatssekretär Heinr. Schulz erachtet *Scheithauers Stenografie* als die beste: nur machtpolit. Einflüsse hätten ihn zur Einführung der »Reichskurzschrift« gezwungen! Nur 42 Zeichen, kein Dick u. Dünn, keine Sigel, wirklich 20mal leichter als Reichskurzschr. Die Stenografie Scheithauer schreibt alle Laute der Sprache mit sichtbaren Zeichen, *Reichskurzschrift* und *Stolze-Schrey* schreibt Laute, Silben u. Wörter überwiegend in *Blendwerk* (Symbolik), z. B. Reichskurzschrift: *R* über der Zeile = *der*, *R* auf der Zeile = *er*, *R* unter der Zeile = *nur, Abendklänge = Abdecklänge, hemmenden Einflüssen = Hemdeneinflüssen!* Eine für die Reichskurzschrift verantwortliche Persönlichkeit erklärte wörtlich: »Ich sehe heute ein, daß wir mit der *Reichskurzschrift eine große Dummheit* gemacht haben, aber heute hängt die Existenz von einigen 100 Verlegern daran!« — »Ich kenne alle maßgebenden Systeme, wie *Gabelsberger, Reichskurzschrift, Stolze-Schrey, National*, aber so wie Ihre Stenografie hat mich noch keine begeistert; ich habe Ihr System in 1½ Std. lesen können.« *Hans Karpenstein, Mühlhausen-Th.* — *Gabelsberger-Zeitung* über das System Scheithauer: »Es ist sehr einfach, außerordentlich deutlich, märchenhaft leicht erlernbar . . .« Die Stenografie Scheithauer ist die beste für parlament. Dienst, sie benutzt nur die sogenannt »*erstklassigen*« Zeichen der Schrift, im Gegensatz zu Reichskurzschrift und Stolze-Schrey, die *Hunderte von ganz minderwertigen Unterscheidungsmitteln* verwenden. — *C. W. Weidmann (München):* »Als junger Mann schrieb ich nach der Uhr bis annähernd 250 Silben in der Minute nach Scheithauer, um Stellung war ich daher nie verlegen . . .«

Scheithauer-Fibel 1 Mk. Lesebuch 1 Mk. Engl., franz., spanische Ausgabe 1 Mk.
Scheithauer-Verlag, Leipzig W 33/6.
Postscheck 52072.

Evangelischer Arbeiterkursus

Die **Evangelisch-soziale Schule** im Johannesstift, Spandau, veranstaltet vom **29. Mai bis 25. Juni** ihren nächsten **Kursus für evangelische Arbeiter.** Auf diesen Kursen werden von der Grundlage des evangelischen Glaubens aus die Lebensfragen der Kirche, des Volkes und Staates sowie des Arbeiterstandes behandelt. Neben einer gründlichen Klärung und Vertiefung der Fragen des heutigen **Weltanschauungskampfes** werden **Wirtschaftsfragen, Sozialpolitik** und **Arbeiterbewegung** besonders gründlich durchgearbeitet. Das geschieht in der Form der Arbeitsgemeinschaft, wobei auch **Redeübungen, Organisations-** und **Versammlungstechnik** einbezogen werden. Der Kursus hat überparteilichen Charakter.

Als Teilnehmer sind vor allem solche evangelischen Arbeiter im Alter von etwa 20 bis 35 Jahren erwünscht, die sich in der praktischen Mitarbeit in der evangelischen bezw. christlichen Standesbewegung bereits bewährt haben. Meldungen und Anfragen sind an die **Evangelisch-soziale Schule e. V. Berlin-Spandau, Johannes-Stift,** zu richten. Die Teilnehmergebühr einschließlich Verpflegung und Unterkunft beträgt 75.— Rm.

Das Geist-Christentum

Monatsschrift zur Vollendung der Reformation
durch Wiederherstellung der reinen Heilandslehre

Herausgegeben von
Dr. phil. nat. Artur Dinter

5. Jahrg. | Februar 1932 | Heft 50

Das Heft beginnt mit den Ausführungen des Schweizer Reformators Zwingli über „Die wahre Kirche". Es folgt ein programmatischer Aufsatz Dr. Dinters „Wodurch unterscheidet sich das Geistchristentum vom Judenchristentum?". In einem Zeitbilde „Masken und Fronten" behandelt ein deutscher Pfarrer die kulturpolitischen Strömungen der Gegenwart. Hieran schließt ein geschichtskritischer Beitrag „Germanentum und Christentum" von Professor Pietschker. Im Mittelpunkte des Heftes steht eine umfangreiche Abhandlung des bekannten Religionspsychologen und Ordinarius für praktische Religion an der Universität Marburg Professor Dr. Friedrich Niebergall über „Dr. Dinters Geistchristentum". In einer umfangreichen Erwiderung setzt sich Dr. Dinter mit Professor Niebergall auseinander. Es folgt abermals ein programmatischer Aufsatz Dr. Dinters „Geistchristentum und Nationalsozialismus", worin er das gemeinsame beider Bewegungen darstellt. In dem Abschnitte „Patrouillenritte" werden wiederum kulturpolitische Vorgänge der Gegenwart unter dem Gesichtspunkt der sittlich-religiösen Erneuerung unseres Volkes beleuchtet. Eine umfangreiche Bücherschau beschließt das für das religiöse Suchen unserer Zeit abermals sehr charakteristische Heft.

48 Druckseiten, steif geheftet

Gegen Einsendung von 1 RM portofrei zu beziehen durch:

Geistchristliche Verlags-Anstalt / Patschkau (Oberschl.)

Postscheckkonto: Geistchristliche Religionsgemeinschaft, Kampfbund zur Vollendung der Reformation E. V., Erfurt 20950.

Schleiermacher

in seinen Briefen

Herausgegeben von **Heinrich Meisner**

★

Schleiermachers Briefwechsel mit seiner Braut.
2. Auflage

Schleiermacher als Mensch I. Sein Werden.
Familien- und Freundesbriefe 1783 – 1804

Schleiermacher als Mensch II. Sein Wirken.
Familien- und Freundesbriefe 1804 – 1834

Jeder Band gebunden M 5.40

★

Zum tieferen Verständnis der Persönlichkeit und des Lebenswerkes Schleiermachers

Leopold Klotz Verlag, Gotha

Auslanddeutschtum und evangelische Kirche

Jahrbuch 1932. Gebunden Mk. 7.50

Unter Mitarbeit von Dr. M. H. Boehm, Staatsminister a. D. Dr. Boelitz, Oberkonsistorialrat Lic. Dick, Pfarrer Lic. Gennrich, Generalsekretär D. Geisler, Bischofvikar D. Dr. Glondys, Oberkonsistorialrat D. Heckel, Missionsdirektor D. Knak, Pfarrer May, Bischof D. Poelchau, Geheimrat Professor D. Rendtorff, Pfarrer Dr. Schröder, Dr. Sogemeier, Superintendent Spanuth, herausgegeben von Konsistorialrat Pfarrer D. Dr. Ernst Schubert.

Das zum ersten Mal erscheinende Jahrbuch, das dem Gustav Adolf-Verein zum 100jährigen und dem Deutschen Evangelischen Kirchenbund zum 10jährigen Bestehen gewidmet ist und in der reichen Literatur über das Deutschtum im Ausland eine doch noch vorhandene Lücke schließen möchte, will von der mehr als hundertjährigen segensreichen Wirksamkeit der evangelischen Kirche im Deutschen Ausland Zeugnis ablegen durch Bilder aus Geschichte und Gegenwart. Darüber hinaus ist es seine Aufgabe, die grundsätzliche Stellung der evangelischen Kirche zu den Problemen des Auslanddeutschtums wie des deutschen Volkstums überhaupt (Glaube und Volkstum, Religion und Muttersprache, Kirche und Minderheitenrecht, Kirche und Schule, Kirche und Kultur) zur Sache zu bringen und das, was die deutsche evangelische Kirche im Ausland der Heimatkirche für ihre materielle und ideelle Hilfe als wertvolle Gegengabe zu bieten vermag, zu beleuchten und fruchtbar zu machen.

EDUARD ELLWEIN

Vom neuen Leben

(de novitate vitae)

Eine systematische und theologiegeschichtliche Untersuchung zur Lehre vom neuen Leben, durchgeführt an einem Ausschnitt aus der Römerbriefexegese der Reformationszeit. Forschungen zur Geschichte und Lehre des Protestantismus, 5. Reihe, Band I

in Subskription kart. Mk. 3.70, einzeln kart. Mk 4.90

Die vorliegende Arbeit beschäftigt sich mit Ausschnitten aus der Römerbriefexegese der Reformationszeit. Sie konzentriert sich dabei auf die Erklärung von Faber, Stapulensis und Erasmus einerseits und Luther, Melanchthon, Calvin und Bucer andrerseits. Ausgehend von einer in größeren Zügen gegebenen Darstellung des humanistischen und reformatorischen Verständnisses von Sünde, Gesetz, Evangelium, Gerechtigkeit Gottes, so wie es sich aus der exegetischen Arbeit am Römerbrief erheben läßt, stellt die Untersuchung die Frage nach dem Verständnis der in Römer 6–8 entwickelten „Neuheit des Lebens", „Neuheit des Geistes" und ihrer Verklammerung mit der Gerechtigkeitslehre in den Mittelpunkt. So will diese Untersuchung nicht nur ein systematisch-theologischer Beitrag zur Lehre vom neuen Leben sein, sondern auch ein Beitrag zu der in der jüngsten Zeit eifrig verhandelten Frage nach dem dialektischen Verhältnis von Rechtfertigung und Heiligung, von Gerechtigkeit und neuem Leben.

JULIUS SCHIEDER

Gustav Adolf

ein Spiel von der Kirche Not und Rettung

Mk. 0.70

Es war keine leichte Aufgabe, diesen umfassenden Stoff so zu behandeln, daß seine wichtigsten Momente heraustreten und nicht nur als historische Tatsachen, sondern mit Fleisch und Blut umgeben Gestalt gewinnen. Das ist Schieder meisterhaft gelungen. Sein Spiel ist, wie er es selbst gewollt hat, eine Predigt und ein Bekenntnis evangelischen Glaubens und kann darum nicht warm genug empfohlen werden.

(Evang. Gemeindeblatt, München)

CHR. KAISER VERLAG / MÜNCHEN 13
Isabellastraße 20